

UNIVERSITÄT ZÜRICH  
REKTORATSREDEN UND  
JAHRESBERICHTE

APRIL 1918 BIS ENDE MÄRZ 1919



DRUCK UND VERLAG: ART. INSTITUT ORELL FÜSSLI, ZÜRICH

REKTORATSREDE  
UND  
JAHRESBERICHT

---

APRIL 1918 BIS ENDE MÄRZ 1919



DRUCK UND VERLAG: ART. INSTITUT ORELL FUSSLI  
ZÜRICH

## Inhalts-Verzeichnis.

I. Rektoratsrede . . . . .	4
II. Jahresberichte:	
a) Die akademischen Behörden . . . . .	23
b) Die Dozentenschaft . . . . .	24
c) Verschiedenes . . . . .	27
d) Besondere Massnahmen . . . . .	28
e) Bauliches . . . . .	30
f) Feierlichkeiten . . . . .	32
g) Studierende . . . . .	33
h) Promotionen . . . . .	39
i) Kranken- und Unfallkasse der Studierenden . . . . .	41
k) Stipendien . . . . .	42
l) Witwen-, Waisen- und Pensionskasse der Professoren . . . . .	43
m) Zürcher Hochschulverein . . . . .	44
n) Stiftung für wissenschaftliche Forschung an der Universität Zürich . . . . .	47
o) Das Hilfswerk der schweizerischen Hochschulen für die kriegsgefangenen Studierenden . . . . .	50
III. Nekrologe . . . . .	53
IV. Schenkungen . . . . .	64
V. Preisaufgaben . . . . .	67

## I. Festrede des Rektors Prof. Dr. Th. Vetter.

### Friedensideale eines Revolutionärs.

(P. B. Shelley).

Friede! ist der Ruf, der heute die Welt erfüllt. Er ertönt von Seite derjenigen, die die Übermacht erlangt, wie aus dem Munde der Unterlegenen, von denen, die aus weiter Ferne von den Schrecken des Krieges gehört, wie von denen, die in der Nähe auf neutralem Gebiete ängstlich über dem Schicksale ihrer Heimat gewacht. Friede! ist der Gedanke, der uns bei ruhiger Betrachtung des Weltlaufes Tag um Tag erfüllt, Friede! die Sehnsucht unserer schlaflosen Nächte. Wer an den Geschicken seiner Mitmenschen Anteil nimmt, der wird sich auch des persönlichen Wohlbefindens nicht freuen können, bis der Menschheit der Friede endlich wieder geschenkt wird.

Unerhörtes hat unsere Zeit erduldet, nie Dagewesenes hat das junge zwanzigste Jahrhundert über sich ergehen lassen. Ernst und trübe bleibt der Blick in die Zukunft. Aber es wäre verkehrt zu glauben, dass vergangene Zeiten nicht schon Ähnliches erlebt. Wohl haben nicht — wie heute — die Völker des Weltalls an der gewaltigen Umwälzung teilgenommen, aber engere Kreise mussten mit nicht geringerem Schmerz als wir zu dieser Stunde das Werden einer neuen Zeit miterleben, und in der Brust derjenigen, die mit der Menschheit mitzufühlen imstande waren, haben sich Kämpfe vollzogen, die unserm heutigen Erleben nahe stehen.

Licht und Gedeihen des neunzehnten Jahrhunderts hatten sich durch ebenso dichte Wolken zu ringen wie die Wiedergeburt, die unserm zwanzigsten zuteil werden soll, und die Männer, in deren Seele sich das Geschehen wiederspiegelt, litten ebenso schwer wie wir. Dass ich dieses Spiegelbild gerne bei englischen Schriftstellern in erster Linie suche, wird man dem Vertreter des Lehrfaches der englischen Literatur zugute halten,

dass ich für die heutige Betrachtung den Dichter Shelley auswähle, möge man persönlicher Neigung verzeihen.

Der Name Shelley's mag in vieler Munde sein, manches mag verdiente Anerkennung gefunden haben, aber das innerste Wesen dieses vortrefflichen Menschen, der sein dreissigstes Jahr nicht vollenden sollte, ist doch unter uns noch nicht nach Verdienst bekannt und die Beleuchtung seines edeln Empfindens daher auch vor einer festlichen Versammlung wohl gerechtfertigt.

Es ist selbstverständlich, dass nicht nur die öffentlich führenden Geister Englands, sondern auch seine Dichter, zumal die werdenden, zu den grossen Ideen der französischen Revolution Stellung suchen und finden mussten. Ängstlich zurückhaltende Seelen durften mit Grund darauf hinweisen, dass Englands Freiheitssinn von jeher für die Rechte des Volkes gekämpft, dass insbesondere schon ein Jahrhundert früher Privilegien errungen worden waren, um die das vorrevolutionäre Frankreich den Nachbarn jenseits des Kanals beneiden musste. Jünglichere Geister sahen freilich ein, dass der französische Sturm die alten Vorurteile viel tiefer und gründlicher ent wurzeln musste, und dass England trotz all seiner Freiheiten noch viel zu lernen hatte.

Jene Gruppe von Dichtern, die man im Deutschen nicht eben glücklich als die „Seeschule“ zu bezeichnen pflegt, Wordsworth, Coleridge und Southey, hatten sich derart für den Revolutionsgedanken begeistert, dass sie an dessen Übertragung in die Wirklichkeit dachten. Ihre „Pantisokratie“ sollte jenseits des Ozeans die wahre Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zeigen. Kam es auch aus äusseren Gründen nicht dazu, so stellten sie doch die Muse in den Dienst der neuen Lehre. Wordsworth und Coleridge wetteiferten in ihren Dichtungen das neue Evangelium der Revolution zu verkünden. Southey verherrlichte die Revolution in der Gestalt Wat Tylers, jenes energischen Aufständischen, der 1381 mit seinen Scharen nach London gezogen war, um sich die Rechte des Volkes zu holen. Aber die Jahre der Schreckensherrschaft in Frankreich und erst recht die Zeit des Krieges zwischen Frank-

reich und England erstickten jeden Revolutionsgedanken in den reifern Männern, die das jugendliche Aufwallen wie eine Kinderkrankheit betrachteten, von der man nicht mehr spricht.

Wordsworth gab sich einer Naturschwärmerei hin, die vom Naivkindlichen bis nahe zum Kindischen sich erstreckte; Southey fand in einer Massenproduktion, die heute kaum mehr beachtet wird, seine Befriedigung und wurde zum biedern Philister; Coleridge, zweifellos der Geistreichste unter den Dreien, verbrauchte viel von seiner Kraft zum Kampfe gegen seine verhängnisvolle Schwäche, den Opiumgenuss, hinterliess aber der Welt doch neben Vergänglichem viel Wertvolles, vor allem die unvergänglichen Vorlesungen über Shakespeare. Alle aber fügten sich bieder und treu den Verhältnissen ihrer Zeit, wie beschränkt sie sich auch gestalten mochten.

Wie ganz anders das jüngere Geschlecht, Byron, Shelley, Keats! Wohl war keinem hohes Alter beschieden; Byron mit seinen 36 Jahren hat die höchste Zahl erreicht; aber bis zum letzten Atemzug sind sie — jeder in seiner Art — ihren revolutionären Grundsätzen treu geblieben. Bei Keats, den der Tod mit 26 Jahren dahinraffte, konnten sie sich am wenigsten entfalten; Byron's widerspruchsvolle Natur hat dem Revolutionsgedanken oft recht fragwürdige Gestalt verliehen, doch sein Tod als Opfer für das zu befreiende Griechenland wird uns mit vielem versöhnen; Shelley aber hat in seinem Wachsen und Werden deutlich verkündet, zu welchen Zielen der Vollkommenheit und des Friedens die Ideale der Revolution führen sollten. Obgleich kurz nach der Zahl der Jahre, so doch lang und reich durch inneres Erlebnis, hat Shelley's Laufbahn stets an den Grundsätzen festgehalten, an denen sich seine Jugend entflammt. Dabei war ihm nicht der Kampf um des Kampfes willen von Wert, sondern um des Friedens willen, den er als sicheres Endziel erwartete und erstrebte.

Das Schicksal und die Verhältnisse, aus denen Shelley stammte, schienen ihn zu ruhigem, behaglichem Leben zu bestimmen, aber die ersten Regungen seines Geistes führten ihn auf revolutionäre Bahnen. „Ich bin ein geschworener Feind jeder religiösen, politischen und häuslichen Unterdrückung“;

schrieb er ein Jahr vor seinem Tode; schon in frühester Jugend hätte er dasselbe von sich sagen können. Schönheit ging ihm über alles; denn sie musste ihn zur Wahrheit führen und diese war die Grundlage der Freiheit und des Friedens seines Geistes. Mit dem glühenden Eifer des Märtyrers verfolgte er seine Ziele, kein Widerspruch, keine Enttäuschung konnte ihn wankend machen, er wusste sich auf dem rechten Wege und war überzeugt, durch Wort und Beispiel seinen Mitmenschen helfen zu können.

Man braucht dem jungen Oxforder Studenten nicht die Ehre anzutun, die kleine Schrift „Über die Notwendigkeit des Atheismus“ hoch einzuschätzen; aber sie ist bezeichnend für den Achtzehnjährigen, dem keine Tradition zu imponieren vermag. Selbstverständlich ist, dass er sich auch äusserer Sitte nicht fügte; die Roheit des damaligen Studentenlebens verabscheute er ebenso gründlich wie die engherzigen Studienvorschriften, die seinem hochstrebenden Geiste zuwider sein mussten. Anmassung lag ihm dabei fern. Die „Notwendigkeit des Atheismus“ erschien ohne seinen Namen und die umfangreichste Jugendschrift „Königin Mab“ gab er nur in kleiner Auflage heraus.

Der Titel kann leicht irreführen, aber auch die Überschrift der gekürzten Fassung „Der Dämon der Welt“ bringt kaum grössere Klarheit.

Die Feenkönigin Mab führt die reine Jungfrau Ianthe durch die weiten Sphären des Weltalls zu ihrem Palaste, von dem aus sie das Treiben der Menschen, die wie in einem Ameisenhaufen wimmeln, beobachten kann. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ziehen an ihrem Auge vorüber. Zahllose Fragen richtet die Reine an ihre Beschützerin. Manches bleibt unklar. Und der Geist der Natur, der an die Stelle eines persönlichen Gottes tritt, erscheint ihrem Geiste kaum fassbarer. Ahasver, den der Zauberstab der Fee herbeiruft, erzählt von dem Jammer und Elend der Menschen, von all dem Unglück, das sie sich durch ihre Leidenschaften zuziehen, von dem „Gott des unendlichen Irrtums“, der den Mutigen vernichtet, weil er seiner Herrschaft trotzt und der seinen Himmel mit Sklaven füllt. Wie viel

tröstlicher ist der Blick in die Zukunft, den die Königin Mab der reinen Ianthe gewährt. Der Mensch hat durch eigene Kraft Leib und Seele befreit von Irrtum und Makel. „Er hat sein schrecklich Vorrecht eingebüsst und steht als Gleicher unter Gleichen. Glück und Erkenntnis dämmern — ob auch spät — auf unserer Erde. Den Geist erfreut der Friede, Gesundheit stärkt den Leib; Krankheit und Lust vermischen sich nicht mehr, Vernunft liegt mit der Leidenschaft nicht mehr im Streit.“ Die Erde wird zum Himmel, des Todes Schrecken sind nicht mehr. Aber all das wird erst kommen, wenn der Mensch sich ganz der Seele der Natur hingibt, die eigene Tugend und das Wohl aller Mitgeschöpfe unablässig zu fördern sich bemüht — verkündet die Beschützerin der staunenden Ianthe und führt sie in die Wirklichkeit zurück.

Trotz wunderbarer Bilder bleibt die Dichtung vielfach dunkel, und die philosophischen Anmerkungen, die Shelley beizufügen für nötig fand, bringen selten völlige Klarheit. Nur der Grundgedanke, dass Glück und Friede bloss durch Befreiung des Menschen von seinen egoistischen Trieben erreichbar sei, tritt stets deutlich hervor.

Nicht weniger bemerkenswert ist auch die Tatsache, dass sich Shelley schon hier von seinem späteren Freunde Byron wesentlich unterscheidet: das höchste Ziel seines Strebens ist die Befreiung der ganzen Menschheit, eigene Befreiung ist nur eine Stufe auf dem Wege zu der ersehnten Höhe. Ihm gegenüber bleibt Byron ein Egoist.

Furchtbare Stürme gingen in den nächsten Jahren über Shelley's äusseres Leben und über seine geistige Entwicklung. „Eine Ehe, der die Liebe fehlt, ist unmoralisch“, hatte er als Grundsatz verkündet, und so löste er sein erstes Bündnis auf, so sehr auch das Mitleid für die Verlassene auf seiner Seele lastete. In Mary Godwin hatte er ein Wesen gefunden, dessen Geist auf gleicher Höhe mit dem seinen wandelte. Ob sie auch ihre Mutter, die edle Mary Wollstonecraft nicht gekannt, so war ihre Seele doch von derselben Menschenliebe erfüllt, wie die der verehrten Verfasserin der „Rechte der Frau“. Und William

Godwin, Mary's Vater, hatte auf den Dichter grossen Einfluss gewonnen. Das Elend seines Volkes ergriff ihn tief. Hungersnot, Arbeitslosigkeit, Aufstände, die von einer törichten Regierung brutal niedergeschlagen wurden, drückten Shelley nieder, als hätte er alles am eigenen Leibe doppelt und dreifach empfunden. Seine Flucht nach der Schweiz sollte ihm nicht jenes „Vergessen“ bringen, nach welchem Byron seinen Manfred seufzen lässt. Der innige Verkehr mit dem berühmten Sänger von Childe Harold's Pilgerfahrt war für Shelley eine Förderung, aber seine Menschenliebe wandelte sich nicht in Menschenhass.

In den zahlreichen Dichtungen der Jahre 1812 bis 1818 kehrt immer derselbe Ton wieder: erst eigene Befreiung von allem Unlauteren, damit die Menschheit zu Freiheit und Friede geführt werden könne.

Das letzte umfangreiche Werk, das Shelley zum Abschlusse brachte, bevor er die Heimat auf immer verliess, eine „Vision des neunzehnten Jahrhunderts“, bringt eine Reihe wichtiger Bekenntnisse. „Laon und Cythna, oder die Revolution der Goldenen Stadt“ hiess die Dichtung bei ihrem ersten Erscheinen, als „Empörung des Islam“ wurde sie bald darauf verbreitet. Keine der Überschriften befriedigt, keine verschafft uns eine Ahnung des merkwürdigen, teilweise phantastischen Inhaltes. „Ich wollte im Herzen meiner Leser die hohe Begeisterung für Freiheit und Gerechtigkeit entzünden, jenen Glauben an das Gute und die Hoffnung auf dessen Erfüllung, welche weder Gewalt, noch Entstellung, noch Vorurteil je vollständig unter der Menschheit vernichten wird ...“ „Mein Gedicht soll in einer Reihenfolge von Bildern das Wachsen des menschlichen Geistes zeigen, der nach Vollkommenheit strebt und der Liebe der Menschheit sich geweiht hat ..., das Erwachen eines grossen Volkes von Sklaverei und Erniedrigung zum wahren Empfinden moralischer Würde und Freiheit; wie ohne Blutvergiessen die Unterdrücker entthront, der religiöse Betrug, der die Nationen unterwürfig gemacht hat, enthüllt werden soll.“ — Die französische Revolution hat Fehler begangen, doch „wie konnten die auf die Stimme der Vernunft hören, die geseufzt hatten unter dem Elend staatlicher Ein-

richtungen, nach denen der eine sich im Luxus wälzte, während der andere aus Mangel an Brot verhungern musste?“

Wir glauben dem Dichter, wenn er versichert, dass er mit unermüdlichem Fleisse und beständiger Begeisterung sechs Monate an dem Werke gearbeitet, das die geistigen Erlebnisse von sechs Jahren in sich schliesse. Rache, Neid, Vorurteil will er unbarmherzig verfolgen, Liebe allein soll verherrlicht werden als das einzige Gesetz, das die moralische Welt beherrschen darf. „O lasst mich weise, frei, gerecht und mild sein, wenn in mir solche Kraft liegt; denn müde bin ich, anzusehen, wie Selbstsucht und Gewalt tyrannisch über Menschen herrschen.“

Shelley ist überzeugt, dass Elend und Verzweiflung den Höhepunkt erreicht haben und dass endlich eine bessere Zeit anbrechen müsse. Denen, die mit ihm den Glauben an den Sieg des Guten bewahrt haben, will er den Mut stärken.

Von einem Vorgebirge aus schaut der Dichter dem Kampfe eines Adlers mit einer Schlange zu, der vom Morgen bis zum Abend währt und in dem der Adler den Sieg davon trägt. Er ist das Prinzip des Bösen, des Übels, der Tyrannei, die sich gerne mit seinem Bilde schmückt. Die Schlange aber ist das Symbol des Guten, das in verachteter Gestalt durch die Welt gehen muss. — Und dann folgt die grosse Hauptvision, deren Schauplatz das klassische Griechenland ist. Laon und Cythna, zwei Geschwister bestehen die unglaublichsten Abenteuer, die nur die Phantasie eines Shelley auszudenken vermochte. Beide kämpfen für das Gute und für die Liebe der Menschen untereinander; sie unterliegen, werden getrennt, leiden Unsagbares, um sich schliesslich wieder zu finden und den Sieg davonzutragen. Aber nicht durch Stärke und Macht wurde er errungen, sondern durch das Wort, vor dessen Gewalt sich alle beugen. In der Gestalt Cythnas erkennt man leicht die Verteidigerin der Rechte der Frau: Mary Wollstonecraft. Die beiden Helden aber werden unsterblich durch die Fülle wahrer Liebe, die sie für alle im Herzen tragen.

Wer dächte dabei nicht an die wunderbare Schlusszene in Goethe's Faust, wo die Engel „Faustens Unsterbliches“ emportragen?

Und hat an ihm die Liebe gar  
Von oben Teil genommen,  
Begegnet ihm die selige Schar  
Mit herzlichem Willkommen.

Bilder von wahrhaft Dante'scher Grösse erheben sich vor uns, wenn der Dichter (im VI. Gesange) die Verheerungen schildert, die Krieg und Tyrannei angerichtet, wenn er zu zeigen sich bestrebt, dass alle Schlechtigkeit der Menschen ihre Quelle in sozialer Ungerechtigkeit hat. Man glaubt die Stimme der Gegenwart zu vernehmen, wenn man liest, wie die einen in Palästen schwelgen, indes die andern hungernd mit dem Tode ringen.

Wir dürfen uns nicht wundern, wenn Shelley's Zeitgenossen über Laon und Cythna spotteten und auch die Bezeichnung „Empörung des Islam“ ablehnten, weil nur ganz nebenbei die Erhebung Griechenlands gegen die türkische Herrschaft eine Rolle spielt. Auch heute werden nur wenige die nahezu 5000 Verse rein zu geniessen vermögen; aber Grundgedanke und Endziel sind uns vielleicht gerade jetzt verständlicher als je.

Einem dritten grossen Werke wenden wir uns zu, das trotz aller Verschiedenheit nach Inhalt und Form doch dieselbe Lehre verkündet wie „Laon und Cythna“, dem „Entfesselten Prometheus“. — Gerade vor einem Jahrhundert, am 6. April 1819, hatte Shelley in den Bädern des Caracalla bei Rom die Dichtung vollendet „in blumigen Wiesen, mitten unter wohlriechenden blühenden Bäumen, die sich in labyrinthischen Gewinden und in schwindelnd hohen Bögen über die weiten Flächen dahinziehen. Der glänzende blaue Himmel Roms und die Wirkung des mächtig erwachenden Frühlings in dem göttlichsten Klima und das neue Leben, mit dem es den Geist bis zur Trunkenheit erfüllt, waren die Inspiration dieses Dramas“ — schreibt er in seiner Vorrede. Ein volles Jahr hatte er in Italien gewelt, die Fahrt schon hatte ihm tiefe Eindrücke gebracht; bei Les Echelles, an der Grenze zwischen Frankreich und Savoyen, hatte ihn der Weg durch die enge Felsenkluft geführt, „einen Schauplatz gleich dem, der im Prometheus des Aeschylus geschildert wird“ — bemerkt Shelley in seinem Tagebuch. „Weite

Klüfte und Höhlen in den granitnen Abhängen, winterliche Berge mit Eis und Schnee auf ihren Gipfeln; das laute Getöse unsichtbarer Wasser in den Höhlen und darüber aufgetürmte Felsen, die man nur — wie Aeschylus es schildert — mit dem beflügelten Wagen der Nymphen des Ozeans zu erreichen vermöchte“. Mit empfänglichem Herzen und schönheitsdurstigem Sinn hatte er die schönsten Stätten Oberitaliens aufgesucht, über mancherlei traurige Berichte aus der Heimat hatte ihn Mary getröstet; ernste Stimmung, ja Schwermut waren im Süden über ihn gekommen, denen er in ergreifenden Versen Ausdruck verlieh. Doch der anbrechende Frühling richtete ihn auf und schenkte ihm Mut zur Vollendung eines Werkes, das kühner und unternehmender Stimmung bedurfte. Wer würde dabei nicht Goethes und seiner Iphigenie gedenken?

Bedarf es einer Erklärung, dass die Idee, die dem aeschyleischen Prometheus und der Prometheussage überhaupt zugrunde liegt, Shelley ebenso sehr fesseln musste, wie das bei dem jungen Goethe geschehen? Wo wäre eine Gestalt, die in solchen Feuerseelen stärkere Sympathie finden könnte als diejenige des Feuerbringers, der dem obersten Gotte Trotz bietet und die grössten Qualen mutig erträgt, um die Menschheit zu erlösen? Seit Jahren war Aeschylus unter den Dichtern, die Shelley immer und immer wieder las, und da er das Griechische beherrschte wie wenige, bot sich ihm in der Lektüre der grossartigen Verse stets neuer Genuss. Wie musste er sich eins fühlen mit dem Dulder, der voll heisser Liebe an die Entwicklung des Menschengeschlechtes glaubte und nie verzweifelte! Wie musste er sich stärken können für seine Mission, wenn er sich in die gewaltigen Worte des Zeusgegners versenkte!

Die Ruhe, die Shelley unter italienischem Himmel hätte geniessen dürfen, wurde ihm zur Qual, wenn er der Leiden seiner Zeitgenossen gedachte. Er konnte nicht müssig bleiben. In einer Reihe von Dichtungen, wie auch in Prosaschriften gelangt seine Sehnsucht, den Menschen zu helfen, zum Ausdruck; nirgends imposanter als in seinem Entfesselten Prometheus. Was wir neben dem wunderbaren „Gefesselten Prometheus“ des Aeschylus von dessen „Entfesseltem Prometheus“ erfahren,

ist herzlich wenig und kaum erfreulich. Der Dichter befreite den duldenden Helden aus seinen Banden, indem dieser, ermattet und gebrochen, ein Geheimnis preisgab, das die weitere Herrschaft des Zeus ermöglichte. Für solche Lösung konnte sich Shelley ebensowenig begeistern wie Goethe für die Euripideische Lösung der taurischen Iphigenie. Siegen musste Prometheus und nicht unterliegen, unterliegen in schmähhlichem Nachgeben.

Shelley verwahrt sich in der Vorrede zu seinem Drama davor, dass er das verlorene Werk des Aeschylus habe ersetzen wollen, niemals gedachte er den Kämpfer der Menschheit vor dem Unterdrücker sich erniedrigen zu lassen. Gleichwie Satan, der Held des „Verlorenen Paradieses“ von seinem Widerstande nicht lässt, so sollte Prometheus ausharren, ja mehr, er sollte eine neue Welt herbeirufen. Prometheus ist „das Sinnbild höchster Vollendung moralischer und geistiger Natur, beseelt von den reinsten und wahrsten Absichten für die besten und edelsten Ziele“. So antik Shelley's lyrisches Drama mit seinen vier, oder eigentlich nur drei Akten und seinen wenigen Persönlichkeiten, seinen Chören und den wechselnden Versmassen uns erscheint, so modern ist es in seiner Gesinnung. Mag Zeus die Qualen stets erneuen und mehren, der Gequälte bleibt standhaft, denn er weiss, die Stunde wird kommen, die seinen Quäler vom Throne stürzt. Ja mehr als das: Trotz und Zorn, die ihn anfänglich ganz erfüllten, verwandeln sich in Milde, ja in Mitleid für den Gewaltigen, dessen Macht ein Ende nehmen muss, und in immer heissere Liebe für die Menschen, die befreit werden sollen. Wie ganz anders diese unerschöpfliche Güte des Duldenden als die Menschenverachtung eines Manfred!

Prometheus ist der Sohn der Erde und so ein Bruder alles Lebenden. Wie sollte er nicht für seine Geschwister fühlen? Mitten in den Schmerzen, die er Jahrtausende getragen und lange noch wird tragen müssen, hat er nur einen Wunsch:

O wär ich doch,  
Wozu das Schicksal mich bestimmt,  
Der Retter und die Kraft der Leidenden!

Ausharren, in den Jammer derjenigen, die voll Mitleid um ihn klagen, nicht einstimmen, sich selbst beherrschen, das wird

ihm die Kraft verleihen, sein Erlöserwerk zu Ende zu führen. Wie kläglich ihm gegenüber der auf Vernichtung sinnende Allherrscher, wie erbärmlich sein Bote Merkur, der sich feige zum Bösen gebrauchen lässt!

Asia, des Prometheus Geliebte, deren Gestalt der Dichter mit wesentlicher Veränderung aus Hesiod entnommen, naht dem lange von ihr Getrennten. Sie ist die geistige Schönheit, die Leiterin zu Freiheit und Licht; sie ist das Ewig-Weibliche, das uns hinanführt; nicht die sinnliche, sondern die seelische Schönheit; nicht die demütig sich dem Manne Unterwerfende, sondern die nie verzweifelnde, nie wankende Mitkämpferin. Sie fürchtet sich nicht, hinabzutauchen in den Mittelpunkt der Erde, um am Throne des Demogorgon, der die Urmacht der Welt ist, zu erfahren, wie sich das Schicksal ihres Geliebten gestalten werde. Aber seine Antworten sind unbestimmt. Sein fortwährendes „Er regiert“ verrät nicht, wie lange die Schreckensherrschaft des Zeus noch dauern werde, aber es lässt ahnen, dass einmal die Tyrannei des Bösen ein Ende finden müsse. Gerechtigkeit kann nicht auf ewig das Opfer der Gewalttat sein.

Und die Stunde des Verhängnisses erscheint für den König der Götter, der auf seinem Throne sitzend, sich sicherer glaubt als je. Das Mass des Unrechtes ist voll, Demogorgon verkündet ihm den Sturz. Asia aber steigt strahlend aus der Tiefe empor, die Bande des Prometheus lösen sich, die reine Menschenliebe hat den Sieg erlangt. In triumphierenden Gesängen feiern Prometheus und Asia die heiligste Stunde der Befreiung.

Ein überreicher Schmuck an zauberhaften Bildern verdunkelt wohl zuweilen den hohen Flug der Gedanken, aber dem teilnehmenden Hörer oder Leser wird die Feinheit der Entwicklung nicht entgehen. Wie der greise Goethe seinen Faust in wunderbaren Visionen ausklingen lässt, in deren Deutung nur wenige eingig sind, so schmiegt sich bei dem jugendlichen Shelley an die mit dem dritten Akte vollendete Handlung ein vierter, der den Jubel der Geister, ja der Gestirne, des Mondes und der Erde über den Sieg verkündet, den die Liebe über alles Böse, über Tyrannei und Gewalttat davongetragen.

„Du Fluch des Szepters! ... wie bist du versunken, verschwunden, verschlungen vom durstigen Nichts, gleich modrigem Wasser, das die Schar in der Wüste — einen Tropfen für jeden — gierig getrunken! Und ringsum, von oben, von unten, von innen und aussen dringt ein in die Leere, die du gelassen, die Liebe, der Strahl des Lichtes, gleichwie in die Risse der Felsen, die der Blitzstrahl gespalten.“

Weh zu erdulden, das Hoffnung für endlos gehalten;  
Unrecht vergeben, das dunkler als Nacht oder Tod;  
Der Gewalt zu trotzen, wie mächtig sie auch erscheine;  
Lieben und tragen und hoffen, bis dass aus eignen Ruinen  
Die Hoffnung errichtet, wonach sie sich selber geseht;  
Nicht sich verändern, nicht weichen, nicht wanken, nicht zögern:  
Das, o Prometheus, heisst zu deinem Ruhm sich erheben,  
Gut sein und gross und glücklich und schön und frei;  
Das einzig ist Leben und Freude und Herrschaft und Sieg!

Nicht in der Rückkehr zur Natur, wie Rousseau sie als Heil des menschlichen Geschlechtes gepredigt, sieht Shelley unser letztes Ziel, sondern in der Rückkehr zur reinen Liebe für Alle und Alles. Vorwärtsschreiten soll der Mensch in seiner Vollkommenheit, emporsteigen und sich erheben über jede niedrige und gemeine Gesinnung. Von einem egoistischen Menschengeschlechte ist der Friede nimmermehr zu erwarten, nur die ehrliche Hingabe ans All vermag ihn zu bringen.

Jedes Erlebnis pflegte in Shelley poetischen Wiederhall zu finden, und aus der Zeit nach dem Erscheinen des Entfesselten Prometheus waren es namentlich die Beziehungen zu der jungen Gräfin Emilie Viviani in Pisa, die sich in dem duftigen Gedichte „Epipsychidion“, einem Hymnus auf Schönheit und allumfassende Liebe, Dantes „Vita Nuova“ in manchem nicht unähnlich, wunderbar wiederspiegeln und alsdann der Tod des jungen Freundes Keats, dem er in „Adonais“ eine Elegie widmete, die in der Weltliteratur kaum ihres Gleichen finden möchte. Indessen dürfen wir auf diesen Spuren uns nicht verlieren, so leicht es auch wäre, hier wiederum jene Gesinnung des Dichters nachzuweisen, deren Betrachtung wir uns zur Aufgabe gemacht.

„Hellas“ ist es, die Dichtung, die im April 1822 erschien, wenige Monate vor seinem Tode, in welchem noch einmal die ganze, volle Begeisterung Shelley's für Freiheit und Friede sich ausströmt. Obgleich in Akte eingeteilt, in Zwiegesprächen sich bietend, mit Chören und lyrischen Partien versehen, ist es kein Drama und will kein Drama sein. Dazu ist es schon viel zu eilig verfasst und ermangelt an manchen Stellen jener Sorgfalt, der wir in den meisten Werken des Dichters zu begegnen gewohnt sind. Alles kam ihm darauf an, seinem heissen Gefühle der Teilnahme für das erwachende Griechenland, in dem er den reinen Abkömmling des klassischen Hellas sah, freien Lauf zu lassen. Er bekennt auch offen in seiner Vorrede, dass er sich im Aufbau kurzweg an die Perser des Aeschylus angeschlossen. Und das tat er nicht nur in der Form, sondern auch teilweise inhaltlich. Das um seine Freiheit ringende Hellas kommt nur durch den Chor der gefangenen Griechinnen — freilich ergreifend genug — zum Worte, während die „handelnden“ Personen die Unterdrücker sind, neben denen auch Ahasver erscheint, jene Gestalt, zu der Shelley immer wieder greift, wenn er eines Repräsentanten bedarf, der über Jahrhunderte zurückblicken soll. Nicht in Griechenland, sondern in der Hauptstadt des Sultans befinden wir uns; die Haupthandlung wird durch Berichte der Boten gemeldet. Auch andere Parallelen wird der Kenner des aeschyleischen Dramas leicht entdecken. Für uns kommt das hier nicht in Betracht, nur das sei erwähnt, dass der englische Dichter sich gleichwohl in voller Unabhängigkeit bewegt.

Das Schicksal Bolivars, des kühnen Befreiers südamerikanischen Bodens, hatte ihn ebenso sehr in Spannung erhalten wie nun dasjenige Alexander Ypsilantis, der seit 1821 die Kühnheit seines Unternehmens in der Gefangenschaft zu Munkacz büsste. Mit Maurocordato, dem später führenden griechischen Staatsmann, hatte Shelley in Pisa enge Verbindung angeknüpft und von dem feingebildeten Manne, der nur zwei Jahre älter war als der Dichter, mancherlei Kenntnisse empfangen, die seine Sympathien für die Unterdrückten steigern mussten. Beide hatten ähnliche Charaktereigenschaften, beide schwärmten für die griechischen Tragiker, beide glaubten fest an eine Erneuerung

des alten griechischen Freiheitsgeistes im neunzehnten Jahrhundert.

Wenn Shelley's „Hellas“ sich nach der darauf verwendeten Sorgfalt nicht mit dem Entfesselten Prometheus messen darf, so hat dieses zweite lyrische Drama vor dem ersten den Vorzug grösserer Unmittelbarkeit. Schon in dem Motto, das er dem Oedipus auf Colonos (Vers 1064) entnommen, wo der nach der Schlacht sich sehrende Chor freudig verkündet: *Μάντις εἰμ'*, *ἑσθλῶν ἀγώνων* — „Wackeren Kampf weissagt das Herz mir“, kommt Shelley's Zuversicht zum Ausdrucke, dass die gute Sache der Griechen, ja jedes nach Freiheit ringenden Volkes zum glücklichen Ziele führen müsse.

Wie unendlich viel mehr Ernst und Tiefe liegt gleich von Anfang an in dieser Dichtung, wenn wir sie neben Byron's Verse halten, die er Griechenland geweiht hat, zumal den dritten Gesang des Don Juan, der ein Jahr vorher der Welt geboten worden war! Wie leere Phrase erklingt manches aus dem Munde des Lords, der doch später sein Leben für das Griechentum dahingab.

Ein unvollendet gebliebener Prolog erinnert an jenes ewig poetische Bild, als „eines Tages, da die Kinder Gottes kamen und traten vor den Herrn, auch Satan unter ihnen war.“ So erscheint er auch hier „unter dem Gesinde“, neben Christus und Mohamed, und wirft die Frage auf, ob Griechenland wiederum der Quell in der Wüste werden soll, aus dem die Erde Freiheit trinkt, Kraft und Stärke zu erlangen für kommende Leiden, oder ein Abgrund öden Todes bleiben, der Freude, Leben, Hoffnung ganz verschlingen soll?

Chöre und Einzelgesänge eröffnen das Drama; bei ihren Klängen möge der Sultan schlummern; denn wenn der Tyrann schläft, so kann die Freiheit erwachen.

Leben ändert sich, doch flieht's nicht;  
Hoffnung schwindet, doch sie stirbt nicht;  
Wahrheit — ob verhüllt — wird immer glühen;  
Liebe — ob verstossen — wir stets blühen.

Am grossen Morgen der Welt wird der Geist Gottes die Fahne der Freiheit mit Macht über dem Chaos entfalten, und

sie, die ohne Gesetz herrschen wollten, werden fliehen wie Geier, die das Erdbeben aufgeschreckt. — So ist aus der stürmischen Dämmerung der Zeit der Strahl der Freiheit hervorgebrochen; Thermopylae und Marathon haben die Flamme empfangen wie Feuerzeichen auf dem Gebirge. Von einem Menschenalter zum andern hat der Freiheitsgedanke seine Beschützer gefunden, Albion und die Schweiz haben ihn verteidigt. Wohl deckte ihn zur Zeit düstre Nacht, jetzt aber ist er wieder erstanden auf der fernen Atlantis, in der neuen Welt. Und sollte er nicht nach Griechenland zurückkehren, ob es auch in traurigen Ruinen daliegt?

Die Siegesnachrichten, die dem grausamen Sultan gebracht werden, scheinen jede Hoffnung der freiheitsdurstigen Griechen zu vernichten; ja sein Freund Hassan weist hin auf das Benehmen derer, von denen Hellas hätte Hilfe erlangen sollen. Des Dichters Heimat, England, hat ihre Pflicht vergessen; „die Königin des Ozeans sitzt fern im Westen auf ihrem Inselthron und trauert, dass ihre Söhne in Verachtung der Freiheit dem Tyrannen zulächeln“, und Russland hasst den Namen der Freiheit ebenso sehr wie es den Sultan hasst. Das gemeine Österreich wird nichts für die Erlösung der geknechteten Griechen tun. — All seinen Hass und seine Verachtung für die Feiglinge, die den Unterdrückten schmählich im Stiche lassen, legt Shelley in die wuchtigen Verse. Wehe dem, der nicht für Befreiung sich opfern will, er wird selbst zum Opfer werden, wenn blutige Revolution hereinbricht und alles in ihren Strudel reisst.

In Bildern, die bald getreu den Ereignissen jüngster Zeit entnommen, bald der Phantasie des Dichters entsprungen sind, erblicken wir das Heldentum der unglücklichen Hellenen, denen trotz alles Mutes der Preis versagt bleibt, weil Zwietracht und Eigennutz in ihren Reihen lauern. — Die Berichte der Boten werden immer wieder vom Chore der gefangenen Griechinnen unterbrochen, die bald wehklagend das Schicksal der Heimat betrauern, bald triumphierend der baldigen Erlösung entgegenjubeln, wenn sie vernehmen, dass die Hellenen einen Sieg davongetragen. „Einst sprach die Freiheit: es werde

Licht! und wie die Sonne, die aus dem Meere emporsteigt, erhob sich Athen.“ Wohl verfinsterte sich sein Glanz, aber er wird wieder aufleuchten und der ganzen Welt Freiheit und Friede bringen.

Dass Ahasver, den Shelley schon in der Königin Mab zum Träger seiner eigenen Anschauung gemacht, auch in diesem Drama wieder auftritt, mag uns fesseln, wenn wir des Dichters philosophische Wandlungen prüfen wollen. Als Gestalt der Dichtung ist er hier kaum von Wichtigkeit. Er lässt vor dem Sultan ein Phantom erscheinen, das Vergangenheit und Zukunft des Islam darstellt und das in dem Schauenden die Überzeugung wecken muss, dass all seine Erfolge nur Täuschungen sind, weil die Macht und Tyrannei der türkischen Herrscher sich selbst den Untergang vorbereitet hat. Wem die „Perser“ des Aeschylus geläufig sind, dem wird die Ähnlichkeit mit einer bedeutungsvollen Szene jenes Dramas nicht entgehen.

Eine Stimme, die hinter der Bühne ertönt, meldet wohl den Sieg der Türken, und schauerlich klingt der Befehl zur Vernichtung der Besiegten; aber der Glaube an den schließlichen Triumph von Freiheit, Tugend, Liebe und Wahrheit, wie ihn der Chor der Unterdrückten verkündet, wirkt doch noch mächtiger und überzeugender. „Tyrannen mögen in der Einsamkeit herrschen, die sie geschaffen, die Freien aber sollen das Paradies besitzen, nach dem sie sich sehnen! Unsere Toten werden die Saat des Zerfalles der Herrscher sein, die Überlebenden der Schatten ihres Stolzes. Unser Unglück sei ein Traum, der schwindet, ihre Schmach ein Denkmal, das niemals vergeht. — Die grosse Zeit der Welt beginnt aufs neue, die gold'nen Jahre kehren wieder, der Schlange gleich erneuert sich die Erde, da sie des Winters Kleidung abgestreift. — Aus klaren Fluten steigen nun empor die Berge eines glänzenderen Hellas; Athen soll nun aufs neue sich erheben und — wie der Sonnenuntergang den Himmeln es verkündet — den spätesten Zeiten seine Jugend zeigen! — Wie! sollten Hass und Tod je wiederkehren? Soll künftig Mensch den Menschen wieder morden? Soll er den Becher bitt'rer Prophezeiung bis auf die Hefe jemals wieder leeren? Die Welt ist müde der Vergangenheit. O lasst sie sterben oder Friede finden!“

Die Schönheit der Sprache täuscht uns über manche Dunkelheit hinweg; aber Shelley selbst ist ehrlich genug zu gestehen, dass sein Werk nicht die Vollendung trägt, die er ihm gerne hätte geben mögen. „Ich habe mich begnügt, eine Reihe lyrischer Bilder zu bieten und auf den Vorhang der Zukunft, der über die unvollendete Handlung niederfällt, solche Gestalten von unbestimmten visionären Umrissen zu zeichnen, dass sie den schliesslichen Triumph des griechischen Kampfes als einen Bestandteil der Sache der Zivilisation und des sozialen Aufstieges erscheinen lassen.“

Shelley's Ideale einer künftigen Gestaltung der Staaten und der Völker untereinander kommen in den genannten vier umfangreichen Dichtungen, der märchenhaften „Königin Mab“, der visionären „Empörung des Islam“, dem übergöttlichen „Entfesselten Prometheus“ und der lyrischen Bilderreihe „Hellas“ am ausführlichsten zum Ausdrucke, so verschiedenartig diese Werke in jeder Hinsicht sind. Gerne aber möchten wir wissen, wie er sich zu einem Problem gestellt hätte, das ihm die heimische Geschichte bot. Er wollte — was ihm bis dahin nicht gelungen — ein wirkliches Drama schreiben, eine Tragödie mit der ganzen, reichen Gedankenfülle, die ihm zu Gebote stand, mit den Problemen, die seinen Geist unaufhörlich beschäftigten und doch auch mit jenen äusseren Eigenschaften, die zur Bühnenfähigkeit gehören. Es war Karl I., dessen tragisches Schicksal ihn seit 1818 fesselte. Weit länger als es seine Gewohnheit war, trug er den Stoff mit sich, und im Februar 1821 schreibt er an seinen Londoner Verleger aus Pisa: „Ich habe meine Zweifel über Karl I., aber wenn ich ihn schreibe, so soll er eine Geburt meiner ernstesten und höchsten Empfindungen sein ... Habe ich einmal die Überzeugung gewonnen, dass ich ihn schreiben kann, so ist er auch schon geschrieben.“ Es war ihm unmöglich ein geschichtliches Ereignis rein historisch zu behandeln, er musste es mit den Fragen der Gegenwart in Zusammenhang bringen. Und dazu gab der Fürst, der gute Eigenschaften besass, aber seine Zeit nicht verstand, der ritterlich sich zu behaupten suchte und schliesslich unter dem Beile des Henkers endete, reiche Möglichkeit.

Indessen stand Shelley vor zwei grossen Schwierigkeiten: folgte er anerkannten Historikern wie Hume, so kamen die Gegner des Königs, die Freiheitshelden, die seine Sympathie besaßen, nicht zu ihrem Rechte; versuchte er frei zu schaffen, so geriet er mit der geschichtlichen Überlieferung in Konflikt. Die vier oder fünf Szenen, die der Dichter hinterlassen hat, zeigen manche Schönheiten an Sprache und Bildern, doch lassen sie uns nicht ahnen, wie er die grossen Probleme gestaltet hätte. Starke Abhängigkeit von Shakespeare darf nicht verschwiegen werden. — Wir gehen wohl nicht irre, wenn wir annehmen, dass Shelley mit der Figur Cromwell's sich nicht zurechtfindet. Heute wäre das leichter.

Bis um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts lebte Cromwell im Bewusstsein des englischen Volkes wesentlich so, wie wir ihn aus Hume's Geschichte Englands kennen: ein kleinlicher Mensch, der mit kleinlichen Mitteln seinen grossen Ehrgeiz zu befriedigen sucht. In der Kunst der Heuchelei und Verstellung war er ein Meister, am Ziele angelangt ein rücksichtsloser Tyrann, der den gestürzten Tyrannen an Härte weit übertraf. Niemand konnte wissen, was seine politischen Ideale waren, ob ehrliches Republikanertum, ob schroffe Alleinherrschaft. Ein solcher Charakter konnte nimmermehr für Shelley's Dichtung taugen.

Das wurde gründlich anders, als Thomas Carlyle im Jahre 1841 mit seinem glänzenden Essay über Oliver Cromwell in *Heroes, Hero-worship, and the Heroic in History* hervortrat und seine wichtigen weiteren Publikationen über den grossen Republikaner folgen liess. Das wäre eine Gestalt gewesen, für die sich Shelley sicher in hohem Masse begeistert hätte und der ihm als Träger höchster Ideale willkommen gewesen wäre. Aber aus eigener Kraft vermochte der Dichter einen solchen Helden nicht zu schaffen, und hätte er es gewagt, die Zeitgenossen hätten ihn nicht begreifen können. Uns aber bleibt nur das lebhaft Bedauern, dass Shelley einen Stoff beiseite legen musste, für den die Zeit der Erfüllung noch nicht gekommen war. Auch längeres Leben hätte ihn nicht zum vorgesteckten Ziele geführt.

Den einzigen Weg zum Wohle des ganzen Volkes und zu

bleibendem Frieden sieht Shelley in der Befreiung aller Unterdrückten und in der Erlösung von Herrschern und Gesetzen, die auf Ungerechtigkeit beruhen. Kein Wunder, dass das Jahr 1819, das in England die Arbeiterfrage zu einem Entscheide zu bringen schien, eine Reihe von Gedichten in ihm hervorrief, in denen er seinem Empfinden kräftigsten Ausdruck verleiht. Nur kurz sollen sie hier erwähnt werden. Die Mehrzahl wurde erst nach des Dichters Tode veröffentlicht. Verschiedenes ist im Entwurfe stecken geblieben.

In Peterloo bei Manchester war am 16. August eine grosse Volksversammlung, die über das Wohl der arbeitenden Klassen Beschlüsse zu fassen gedachte, gewaltsam auseinander getrieben worden, Tote und Verwundete blieben auf dem Platze. Shelley, der in Italien regelmässig auch briefliche Nachrichten über die politischen Vorgänge in England erhielt, war entsetzt. „Der Sturm meiner Empörung hat sich in meinen Adern noch nicht gelegt... Etwas muss geschehen. Was, weiss ich noch nicht“ — schreibt er im September an seinen Verleger. Im „Maskenfest der Anarchie“ lässt er die Bedrucker der arbeitenden Menschheit in schauerlichem Zuge an uns vorüberziehen, vor allem Lord Castlereagh in der Gestalt des Mordes, dem sieben Bluthunde folgen, die von Menschenherzen genährt sind. — In kürzeren, volkstümlich gehaltenen Liedern fordert er zur Empörung auf.

Männer Englands! was bestellt  
Euern Zwingherrn ihr das Feld?  
Warum webet eure Hand  
Des Tyrannen Prachtgewand?  
Ihr sät das Korn für andre nur,  
Durchwühlt für sie nach Gold die Flur,  
Für andre wirkt ihr das Gewand,  
Euer Schwert trägt andre Hand.  
Sät Korn — für den Zwingherrn nicht!  
Schürft Gold — doch nicht dem faulen Wicht!  
Webt Kleider — nicht dem Schelm zu Nutz!  
Schweisst Waffen — selber euch zum Schutz!

In einem „Neuen Nationalliede“ feiert er die Freiheit als die unsterbliche Königin Englands, die ihren Sitz im Herzen

eines jeden Tüchtigen aufgeschlagen hat. — „Steht auf! steht auf! Blut ist auf der Erde, die euch das Brot verweigert,“ ruft er im Oktober jenes Jahres. „Vereint euch! vereint euch! Freund und Feind in Liebe und Frieden. Beisammen ruhen die Wogen, wenn der Sturm, der sie gepeitscht hat, sich legt.“

Was hat der Dichter erreicht? mag man müßig fragen. Zu seinen Lebzeiten nichts. Anerkennung und Verständnis nur in kleinem Kreise.

Im Gewitter verschlang ihn das blaue Meer im Golfe von Spezzia. Am 18. Juli 1822 fand man bei Viareggio seinen Leichnam. Ein Bändchen Sophokles und die Gedichte seines Freundes Keats waren in seiner Tasche. Versenkt in die Schönheit der Dichtung während er auf dem Meere fuhr, hatte ihn das Schicksal überfallen. An der Pyramide des Cestius in Rom wurde seine Asche beigesetzt. Er hatte das dreissigste Lebensjahr noch nicht vollendet.

Aber was hat er nach seinem Tode erreicht? — Man denke sich Goethes Laufbahn vor der Vollendung von Egmont, Iphigenie und Tasso abgeschnitten, oder Rousseaus Wirken nur bis zur Reise nach Paris und dem Zusammentreffen mit Diderot. Was wären sie? — Shelley ist heute noch verkannt trotz der kleinen Gemeinde glühender Verehrer, heute noch unterschätzt trotz mancher schönen Schrift, die über ihn erschienen. Seine Gedanken, oft in nur allzu duftige und phantasiereiche Form gekleidet, leben fort, seine edle Gesinnung muss höchste Achtung wecken.

Zumal in diesen Tagen seelischer Not, da wir Alle bebenden Herzens dem Augenblicke entgegenschauen, der uns das heiss ersehnte Wort der Erlösung bringen soll, kann uns das Eintauchen in Shelley's Denken und Sehnen zum Troste gereichen, uns stärken im Glauben an eine bessere Zukunft, uns zeigen, dass eigene Läuterung und tätige Menschenliebe der einzige Weg sind zum wahren und bleibenden Frieden!

## II. Jahresberichte.

### a. Die akademischen Behörden.

Rektor der Universität: Prof. Dr. phil. Theodor Vetter.  
Alt-Rektor: Prof. Dr. med. h. c. Erwin Zschokke.  
Aktuar d. Senats u. d. Senatsausschusses: Prof. Dr. Ed. Schwyzer.

#### *Dekane:*

Theologische Fakultät: Prof. Dr. Paul Schmiedel.  
Rechts- u. staatsw. Fakultät: Prof. Dr. Hans Reichel.  
Medizinische Fakultät: Prof. Dr. Heinrich Zangger.  
Veterinär-medicinische Fakultät: Prof. Arnold Rusterholz.  
Philosophische Fakultät I: Prof. Dr. Gotthold Lipps.  
Philosophische Fakultät II: Prof. Dr. Alfred Wolfer.

*Vertreter der ausserordentlichen Professoren im Senatsausschuss:*  
Prof. Dr. Hans Lehmann.

*Vertreter der Privatdozenten im Senatsausschuss:*  
Prof. Dr. Karl Henschen.

*Vertreter der ausserordentlichen Professoren im Senat:*  
Die a. o. Professoren: Dr. Hans Lehmann und Dr. Andreas Speiser.

*Vertreter der Privatdozenten im Senat:*  
Die Privatdozenten: Prof. Dr. Karl Henschen und Prof. Dr. Arnold Escher.

*Inspektor der Stipendiaten:*  
Prof. Dr. Otto Juzi.

*Präsident der Witwen-, Waisen- und Pensionskasse der Professoren an der Universität:*  
Prof. Dr. Adolf Kaegi.

Präsident der Stiftung für wissenschaftliche Forschung an der Universität:

Prof. Dr. Ernst Hafter (seit März 1919).

Im Bestande der *Hochschulkommission* und der übrigen Kommission (vgl. Jahresbericht 1917/18, Seite 30 und 31) fanden keine Veränderungen statt, ausser in der Diplomprüfungskommission für das höhere Lehramt in Sprachen und Geschichte, wo an Stelle des verstorbenen Herrn Prof. Dr. Hitzig Herr Prof. Dr. G. Schwyzer als Präsident und Herr Prof. Dr. Adolf Frey als neues Mitglied gewählt wurde.

### b. Die Dozentenschaft.

#### *Hinschiede:*

Am 1. Mai verschied Prof. Dr. Oskar *Wyss* von Affoltern am Albis, der auf Schluss des Sommersemesters 1910 von seinem Lehramte zurückgetreten war. — Am 27. August starb nach kurzer Krankheit Prof. Dr. Hermann *Hitzig* von Zürich. — Ihm folgte am Neujahrsmorgen Prof. Dr. Hugo *Blümner*. — Am 21. Januar verschied Prof. Dr. Georg Hermann *Ruge*. — Als Opfer der Grippeepidemie starben am 28. Juli Privatdozent Dr. Otto *Steiger* und am 6. Oktober Privatdozent Dr. Hans *Hössly*. — Leben und Wirken der Dahingeschiedenen werden im III. Abschnitt des Berichtes näher geschildert.

#### *Von ihren Ämtern traten zurück:*

Dr. Gottlieb *Bachmann*, Ordinarius an der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät, auf 15. April 1919 infolge seiner Berufung ins Direktorium der schweizerischen Nationalbank. Im April 1905 war er zum a. o. Professor für Handelsbetriebslehre gewählt worden; 1910 erfolgte seine Ernennung zum Ordinarius.

Prof. Dr. *F. Sauerbruch*, auf 15. August wegen seiner Berufung an die Universität München. Im Oktober 1910 war er zum ord. Professor an der med. Fakultät und Direktor der chirurgischen Klinik und Poliklinik ernannt worden.

Auf die *venia legendi* verzichteten die Privatdozenten Dr. O. *Roth*, Dr. A. *Lünig*, Dr. A. *Huber*, Dr. *Osk. Wyss*, Dr.

A. *Prohaska*, Dr. A. *Debrunner*, infolge einer Berufung an die Universität Greifwald, Dr. E. *Walser*, infolge einer Berufung an die Universität Basel, Dr. P. *Bernays*.

#### *Berufen wurden:*

Dr. Paul *Clairmont*, Direktor der chirurgischen Abteilung des Rudolfinerspitals in Wien, zum ordentlichen Professor der Chirurgie und zum Direktor der chirurgischen Klinik am Kantonsspital mit Amtsantritt auf 1. Oktober 1918.

Dr. Paul *Mutzner* von Mayenfeld und Chur, a. o. Prof. an der Universität Bern, zum Ordinarius für schweizerische und deutsche Rechtsgeschichte und schweizerisches und deutsches Privatrecht auf 1. Oktober 1918.

Dr. Rudolf *Tschudi* von Glarus, Professor am Kolonialinstitut in Hamburg, zum a. o. Professor für Islamkunde mit besonderer Berücksichtigung der mittlern und neuern orientalischen Geschichte auf Beginn des Sommersemesters 1919.

#### *Beförderungen:*

Dr. Ernst *Howald* von Bern, Professor an der Kantonsschule Zürich und Privatdozent an der Universität, zum ordentlichen Professor für klassische Philologie mit Amtsantritt auf 1. Oktober 1918.

Dr. Andreas *Speiser*, a. o. Professor für Mathematik, auf Beginn des Sommersemesters 1919 zum Ordinarius.

Dr. Walter *Felix*, a. o. Prof. zum Ordinarius für Anatomie und zum Direktor des anat. Institutes.

Dr. Otto *Waser*, Privat-Dozent und Titularprofessor zum ord. Prof. für klassische Archäologie mit Amtsantritt auf 15. April 1919.

Dr. Hermann *Giesker-Zeller* von Zürich, Privatdozent, zum ausserordentlichen Professor für internationales Recht auf 15. April 1919.

Dr. Otto *Veraguth*, Privatdozent an der Universität Zürich, zum ausserordentlichen Professor für physikalische Therapie und zum Direktor der Poliklinik für physikalische Heilmethoden mit Amtsantritt auf 15. Oktober 1918.

Dr. Ernst *Gagliardi*, Privat-Dozent an der Universität Zürich zum a. o. Professor für allgemeine und schweizerische Geschichte der mittlern und neuern Zeit mit Amtsantritt auf 15. April 1919.

Die Privatdozenten Dr. jur. *H. Steiner*, Dr. med. *K. Meyer-Wirz* und Dr. med. *H. Meyer-Rüegg* wurden zu Titularprofessoren befördert.

*Änderungen der Lehraufträge:*

Der Lehrauftrag des Prof. Dr. *A. Egger* wurde abgeändert in „Schweizerisches Zivil-, Handels- und Wechselrecht“.

Prof. Dr. *E. Zschokke* übernahm für seinen Lehrauftrag die Diätetik I. Teil, Prof. Dr. *Frei* dafür die praktischen Milchprüfungen.

Die Vorlesung über Exterieur des Rindes wurde vom Lehrauftrag Prof. Dr. *J. Ehrhards* abgetrennt und dem Pensum von Prof. *A. Rusterholz* zugewiesen.

*Habilitationen:*

Es habilitierten sich: an der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät: Dr. *G. F. v. Cleric* von Chur; an der medizinischen Fakultät: Dr. *E. Looser* von Bischofszell; an der philologischen Fakultät I: Dr. *K. Escher* von Zürich, bisher Privatdozent an der Universität Basel, Dr. *E. Abegg* von Küsnacht; an der philosophischen Fakultät II: Dr. *B. Peyer* von Schaffhausen, Dr. *C. A. Agthe* von Riga, Dr. *A. Knabenhans* von Zürich, Dr. *K. Meissner* von Reutlingen, Dr. *Fr. Tank* von Zürich.

*Lehrkörper der Universität auf Ende Dezember 1918.*

Fakultäten:	Ord. Prof.	A. O. Prof.	Hon. Prof.	Lehr- Auftr.	Priv. Doz.	Total
Theologische . . . . .	6	1	—	—	1	8
Rechts- und staatswissenschaftliche . . . . .	11	1	—	3	10	25
Medizinische . . . . .	14	4	1	—	26	45
Zahnarztinstitut . . . . .	3	—	—	—	—	3
Veterinär-medizinische . . . . .	5	1	—	1	1	8
Philosophische I . . . . .	13	6	1	1	25	46
Philosophische II . . . . .	11	4	—	4	22	41
	63	17	2	9	85	176

Dazu kommen noch 82 Assistenten, die nicht zugleich Privatdozenten sind. Die Gesamtzahl der Lehr- und Hilfskräfte betrug somit 258 (8 mehr als im Vorjahre).

**c. Verschiedenes.**

Sämtliche ausländischen militärpflichtigen Professoren wurden durch ihre Kommandostellen beurlaubt. Von den Privatdozenten waren vier in fremden Kriegsdiensten festgehalten.

Zum Inspektor der Stipendiaten an Stelle des verstorbenen Prof. Hitzig wurde Prof. *O. Juzi* ernannt. In dem Aufgabenkreis des Inspektors soll künftig eine Zweiteilung eintreten in dem Sinne, dass der Inspektor mehr zum Berater und Informator der Stipendiaten in Studienangelegenheiten wird, während die rein technischen Arbeiten dem künftigen Vorsteher des kantonalen Jugendamtes zugewiesen werden sollen (8. X. 18).

Die Didaktikkurse für die Studierenden des höhern Lehramtes in den philologisch-historischen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern der philosophischen Fakultäten I und II wurden, nachdem sie nun einige Jahre bloss provisorisch bestanden, zur bleibenden Einrichtung erhoben.

Das Statut für die Organisation der Studentenschaft wurde im Berichtsjahre von einer vorberatenden Kommission eingehend behandelt und nachdem auch den Studentenverbindungen nochmals Gelegenheit geboten war, sich dazu zu äussern, von den Universitätsbehörden durchberaten, genehmigt und an die Erziehungsdirektion weitergeleitet.

Der otolaryngologischen Poliklinik des Kantonsspitals wurde eine besondere Abteilung für Sprach- und Stimmleiden angegliedert unter der Leitung von Dr. *O. Laubi* in Zürich.

Die irreführende Bezeichnung „philologisch-pädagogisches Seminar“ an der philosophischen Fakultät I wurde ersetzt durch die sachgemässere Benennung „klassisch-philologisches Seminar“. Gleichzeitig wurde ein klassisch-philologisches Proseminar eingerichtet.

Der Lehrauftrag von Privatdozent Prof. *J. Jud* für Abhaltung eines romanischen Proseminars wurde erweitert und

Prof. Jud die Benennung „Leiter des romanischen Proseminars“ beigelegt.

Prof. Dr. *Einstein*, Mitglied der preussischen Akademie der Wissenschaften und Vorsteher des Deutschen Forschungsinstitutes, veranstaltete Ende Januar bis Mitte Februar einen 24stündigen Vortragszyklus über Relativität.

#### **d. Besondere Massnahmen organisatorischer Natur im Hinblick auf den Krieg und die Grippeepidemie.**

Zu den störenden Einflüssen, die in den letzten Jahren die Kriegsereignisse auf den Gang unserer Anstalt ausübten, gesellte sich im laufenden Jahr noch die Grippeepidemie, deren Einwirkungen sich nicht minder nachteilig fühlbar machten.

Um der Ansteckungsgefahr zu begegnen, musste (statt wie vorgesehen am 1. August) das Sommersemester schon am 22. Juli geschlossen werden.

Zu Anfang des Wintersemesters erlitten die Vorlesungen an der medizinischen Fakultät eine zirka zweiwöchige Unterbrechung, da die Studierenden sich als Ärzte und Pflegepersonal in Grippe Spitälern zur Verfügung stellten.

Wegen Mangel an Brennmaterial und Licht wurde der Beginn des Wintersemesters auf 1. Oktober vorgeschoben, die Weihnachtsferien wurden auf vier Wochen, vom 23. Dezember bis 20. Januar, ausgedehnt.

Die Unterrichtslokalitäten durften nur in der beschränkten Zahl benützt werden wie im Vorjahre. An Samstagen konnten keine Vorlesungen abgehalten werden, an den übrigen Tagen wurden sie um 5 Uhr geschlossen.

In Anbetracht des Mangels an Papier und der Höhe der Druckkosten wurden die Fakultäten zu Sparmassnahmen bei der Drucklegung von Dissertationen ermächtigt.

Der Dachboden des Universitätsgebäudes musste dem kant. Ernährungsamt als Lagerraum für gedörrte Gemüse und Früchte überlassen werden.

Folgende Verordnungen und Reglemente wurden entweder abgeändert oder neu erlassen:

Reglement über die Aufnahme von Studierenden an der Universität Zürich (9. April 1918).

Reglement betr. die Diplomprüfung für das höhere Lehramt in den Handelsfächern (21. September 1918).

Studienprogramm der vet.-med. Fakultät (2. Juli 1918).

Regulativ betr. die Anstellung des Wärterpersonals des kant. Tierspitals in Zürich (31. Oktober 1918).

Arbeits- und Lohnregulativ für die Angestellten des botanischen Gartens und Museums der Universität Zürich (26. Sept. 1918).

Reglement über die Diplomprüfung für das höhere Lehramt in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern der Universität Zürich (21. September 1918).

Studien- und Prüfungspläne für das höhere Lehramt in Fächern der philosophischen Fakultät II (21. September 1918).

Reglement betr. die Diplomprüfungen für das höhere Lehramt in den philologisch-historischen Fächern an der Universität Zürich (23. Dezember 1918).

Studien- und Prüfungspläne für das höhere Lehramt in den Fächern der philosophischen Fakultät I (23. Dezember 1918).

Reglement über die Anstellungsbedingungen des wissenschaftlichen und technischen Personals der Institute der Universität Zürich (21. Januar 1919).

Verordnung über die Lehrverpflichtung und Besoldung der ordentlichen und der ausserordentlichen Professoren der Universität Zürich (10. Februar 1919).

Verordnung betr. die Anstellung und Besoldung der Beamten und Angestellten der Verwaltung und der Gerichte.

Die Gebühren für das Vollpraktikum am physiologischen Laboratorium wurden mit Beginn des Sommersemesters von 40 auf 30 Fr. herabgesetzt. Davon sollen 20 Fr. der Institutskasse und 10 Fr. als Honorar dem Dozenten zufallen; für die Kosten des Materials haben die Laboranten selber aufzukommen (18. April 1918).

Für die Poliklinik für physikalische Heilmethoden wurde ein besonderes Pflichtenheft geschaffen (9. Dezember 1918).

*Im Berichtsjahre gelangten zur Drucklegung:*

Vorschriften für die Immatrikulation.

Wegleitung für Studierende und Auditoren.

Verzeichnis der Prüfungen, auf welche die Universität vorbereitet.

Verzeichnis der Unterrichts- und Hilfsinstitute, als Separat- ausgabe des Abschnittes „Anstalten zum Unterricht“, der aus Sparsamkeitsrücksichten nicht mehr wie früher dem Vorlesungsverzeichnis beigedruckt wurde.

### e. Bauliches.

Die künstlerische Ausschmückung des neuen Universitäts- gebäudes konnte im Berichtsjahre einen Schritt weiter geführt werden. Die Wandgemälde im Senatszimmer, von Prof. Heinrich Altherr in Stuttgart, wurden vollendet und durch die zu- ständigen Instanzen abgenommen (17. September 1918). Zu diesen Gemälden gibt der Künstler folgende Erklärung:

### Erklärung

zu den Wandbildern im Senatssaal der Zürcher Universität.

Da man mir glücklicherweise bei der Ausschmückung des Senats- saales freie Hand liess, und da ich die bildnerische Darstellung des menschlichen Dramas als meine Lebensaufgabe betrachte, so griff ich gern wieder zur griechischen Mythologie, die, nach meiner Überzeugung, ewige Symbole für das menschliche Dasein gefunden hat.

Der Vergleich mit vollendeten Darstellungen derselben Geschehnisse schreckte mich nicht zurück, in der Erkenntnis, dass nichts Neues unter der Sonne geschieht, es wäre denn innerlich neu und persönlich erlebt! So behandelte ich vier besonders tragische Szenen:

auf der einen Schmalseite:

Niobe und

Orpheus und die Mänaden;

auf der andern Schmalseite:

Laokoon und

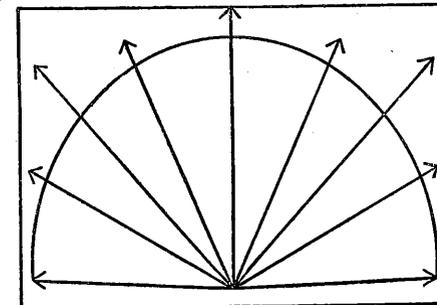
Ikaros.

Im Gegensatz dazu sollte im Mittelbild das Dionysische den Saal beherrschen!

Als ein gleichsam diese stofflichen Gegensätze — architektonisch wie inhaltlich — verbindender Mittelsatz (um mich musikalisch aus- zudrücken) waren zwei nachdenkliche Einzelfiguren gedacht, die je eine in den Ecken der Mittelbildwand ihren Platz gefunden hätten. Leider machte die schon vorher beendete architektonische Gestaltung meinen Plan nicht durchführbar!

Von erster Wichtigkeit war der Massstab der Figuren, die der Längs- achse des Saales nach in ihrem Ausdruck verstanden werden müssen! Und ebenso notwendig, dass die zwei Bilder auf den Schmalseiten, die zusammen gesehen, auch zusammengedacht sein mussten. So hätte eine zu ungleiche Verteilung der Massen auf den zwei Bildern derselben Wand unbedingt gestört, während man wieder eine zu symmetrische Ver- teilung als langweilig empfunden hätte. Dabei suchte ich zugunsten einer monumentalen Wirkung mit wenigen Figuren auszukommen, die aber doch auf jedem Bild ein selbständiges Ganzes bilden! — Trotzdem wird dem Beschauer nicht entgehen, dass vom „Ikaros“ zum „Laokoon“ grössere lineare Beziehungen vorhanden sind, als das auf der gegenüber- liegenden Wand der Fall ist. Es liegt diese Ungleichheit eben in der Konzeption, wie in dem Umstand, dass „Ikaros“ und „Laokoon“ ein Jahr später zur Ausführung gekommen sind. Allen vier Arbeiten aber lag die Absicht zu Grunde, das gegebene Hochformat auszunützen, und im Sinne der Raumwirkung die Vertikale zu betonen.

Nicht ganz so beim Mittelbild. Hier war entschieden ein symme- trischer Aufbau geboten. Darum sind zunächst die Massen in einer nach oben fächerartig sich ausbreitenden Weise angeordnet, ohne dass die Symmetrie allzuabsichtlich zu Tage tritt. Diesem Fächer entgegen- gesetzt bilden die Helligkeitswerte einen nach oben verlaufenden Halb- kreis, der die Struktur des Gemäldes verstärkt, und dem sich auch die seitlichen Figurengruppen einordnen.



Geometrische Darstellung des Mittelbildes.

Tragisch und festlich zugleich will das Gelb, Braunschwarz und Rot der Farbe wirken. Das Rot, in jedem Bild anders abgewandelt, ist im Mittelbild durch ein freudiges Rosa gesteigert worden.

Gesteigerte Freude und gesteigerter Schmerz führen beide schliess- lich zu einem einheitlichen Daseinsgefühl! So strebte ich die Vereinigung der Gegensätze zur Einheit durch die Farbe an. Zur Einheit des Kunst- werks, die uns im Leben versagt bleibt! —

Im September 1918.

(sig.)

Maler *Heinrich Altherr*,

Professor an der Akademie der bildenden Künste  
in Stuttgart.

Dank der abermaligen Gebefreudigkeit des Herrn Generaldirektors Dr. Schindler-Escher in Zürich 6 (siehe Schenkungen) konnte nun auch die zweite der Reiterstatuen am Westeingang beim Turm zur Ausführung gelangen, so dass auch dieser Eingang zum Universitätsgebäude seiner künstlerischen Ausstattung auf den Tag der Eröffnungsfeier vollendet dastehen wird. Der Schöpfer der beiden Kunstwerke, Herr Bildhauer Otto Kappeler, möchte mit diesen Figuren symbolisch zum Ausdruck bringen, wie der junge Mann nach Vollendung seiner akademischen Studien in's Leben hinaustritt.

Hingegen musste die Ausschmückung der Aula mit einem Wandgemälde zurückgestellt werden. Der im Jahre 1914 Hodler erteilte Auftrag ist leider durch den Hinschied des Künstlers hinfällig geworden. Vorläufig wurde davon abgesehen, einem andern Künstler den Auftrag zu erteilen.

#### f. Feierlichkeiten.

Die Stiftungsfeier wurde dem Ernst der Zeit entsprechend ganz einfach begangen. Der Rektor, Prof. Dr. *Th. Vetter*, wählte für die Festrede das Thema: „Alte und neue Wege zur Universität“.

Zum Gedächtnis des zürcherischen Reformators, der am ersten Sonntag 1519 sein Amt am Grossmünster in Zürich angetreten hatte, veranstaltete die Universität auf Sonntag den 5. Januar eine Zwinglifeier in der Peterskirche. Prof. Dr. *Walther Köhler* sprach über die religiöse Eigenart Zwinglis, Prof. Dr. *Wilhelm Oechsl* feierte Zwingli als Stifter unserer Hochschule. Vorträge des Häusermann'schen Privatchores und des Organisten Herrn Armin Knecht rahmten in stimmungsvoller Weise die Feier ein. Die grosse Zahl der Besucher, welche die geräumige Kirche bis auf den letzten Platz füllten, gab Zeugnis dafür, dass die Feier auch in den Kreisen der Bevölkerung grosses Interesse und warme Anerkennung fand.

Die theologische Fakultät ernannte am festlichen Tage mehrere Gelehrte, die sich um die Erforschung der Reformationgeschichte verdient gemacht hatten, zu Ehrendoktoren. Die Namen folgen auf Seite 39.

Am 3. März feierte Prof. Dr. *H. Eichhorst* seinen 70. Geburtstag. Das Rektorat übermittelte dem Jubilar die Glückwünsche der Universität.

#### g. Studierende.

Das Berichtsjahr hat unter den Studierenden namentlich durch die Grippeepidemie eine erschreckend grosse Anzahl Opfer gefordert. Die Zahl der Dahingeshiedenen beträgt 19. *Bruhin*, Alfred, stud. med., von Wangen (Schwyz), starb am 27. Februar nach kurzer Krankheit. Er hatte in Bern die Maturitätsprüfung abgelegt und studierte hernach in Genf und Zürich.

*Schwerzmann*, Otto, stud. med., von Zug, starb am 14. Juli im Grenzdienst an Grippe mit Lungenentzündung. Er erwarb sich in Sarnen das Maturitätszeugnis im Juli 1917 und studierte seither in Zürich.

*Locher*, Max, stud. med. dent., von Hasle (Bern), starb am 18. Juli im Kantonsspital ebenfalls an Grippe und Lungenentzündung. Der Dahingeshiedene absolvierte im Herbst 1915 die Kantonsschule Trogen, studierte hernach mehrere Semester in Genf und seit Herbst 1917 in Zürich.

*Rotszajn*, Casimira, cand. med., aus Warschau, starb nach langer, schwerer Krankheit am 15. August infolge Lungentuberkulose in Arosa.

*Thalparpan*, Peter, cand. med., von Obervaz (Graubünden), starb am 16. August in Flums. Er hatte sich beim Übernehmen der Epidemie als Arzt zur Verfügung gestellt; seine Opferwilligkeit kostete ihn das Leben. Nachdem er die Mittelschule in Schwyz besucht, studierte er in Freiburg, dann in Bern und seit längerer Zeit in Zürich, wo er seine Studien in nächster Zeit abzuschliessen gedachte.

*Nunberg*, Frinita, cand. phil., aus Bendzin (Polen), starb am 7. September nach kurzer Krankheit in Samaden, unmittelbar vor dem Abschlusse ihrer Studien.

*Kägi*, Otto, cand. phil. I, Hilfslehrer an der Kantonsschule, starb am 2. Oktober als ein Opfer der Grippe. Mancherlei Schwierigkeiten hatte er mit zähem Fleiss überwunden und stand kurz vor dem Doktorexamen.

*Köppel*, Fridolin, stud. jur., von Au (St. Gallen), starb am 12. Oktober, nachdem er ein paar Tage vorher an unserer Universität immatrikuliert worden war.

*Ganzoni*, Eduard, von Celerina, cand. med., Arzt am Theodosianum, starb am 14. Oktober ebenfalls an Grippe als ein Opfer seines ärztlichen Berufes. Er studierte zuerst in Zürich, hernach in Basel, seit dem Sommer 1917 wieder in Zürich.

*Nägeli*, Willi, stud. med. dent., von Zürich, verschied am 16. Oktober im Militärspital in Arosa. Er war im Herbst 1916, nachdem er das zürcherische Realgymnasium absolviert, an die Universität Zürich übergetreten.

*Haguenauer*, Robert, cand. med., aus Belfort, starb am 16. Oktober ebenfalls als Opfer der Grippe, die er sich bei seiner ärztlichen Hilfstätigkeit zugezogen hatte. Er hatte die Oberrealschule in Basel durchlaufen und war im Wintersemester 1912 an der Universität Zürich immatrikuliert worden.

*Andresen*, Gustav, stud. phil. II, aus Porto (Portugal), erlag der Grippe am 24. Oktober. Er gedachte, nachdem er zwei Semester an der Universität Chemie studiert hatte, an die Eidg. Techn. Hochschule überzutreten.

*Schafroth*, Hans, cand. phil. II, von Burgdorf, starb am 31. Oktober nach mehrwöchentlicher Krankheit. Er erwarb sich 1912 in Bern das Maturitätszeugnis und trat dann an die Forstschule der Eidg. Techn. Hochschule über. Später wandte er sich an der Universität Zürich dem Studium der Naturwissenschaften, speziell der Zoologie und vergleichenden Anatomie zu. Kurz vor dem Doktorexamen erlag er der Grippe mit Lungenentzündung.

*Weidmann*, Max, stud. jur., von Affoltern bei Zürich, starb am 3. November im Spital in Stans. Er promovierte 1916 an der Handelsschule in Zürich und lag nachher juristischen Studien ob. Als Aspirant einer Feldoffiziersschule zog er sich die Grippe zu, an deren Folgen er starb.

*Gampert*, Adolf, stud. jur., von Genf, verschied am 13. November im Bethanienheim an Grippe. Er bestand 1912 in Genf die Maturitätsprüfung und studierte hernach in Bern; 1917 erwarb er sich in Genf das „Diplôme de Licencié en droit“.

In Zürich gedachte er seine Studien fortzusetzen, fiel aber bald nach der Immatrikulation der tückischen Krankheit zum Opfer.

*Imhof*, Walter, cand. phil., von Fahrni (Bern), erlag am 3. Dezember nach kurzem Krankenlager ebenfalls der Grippe mit Lungenentzündung. Er erwarb sich am Literargymnasium in Zürich das Maturitätszeugnis und studierte seither in Zürich und Lausanne Geschichte. Kurz vor dem Examen ereilte ihn der Tod.

*Roy*, Yvonne, stud. phil. I, von Premier (Waadt), starb am 21. Dezember im Kantonsspital, ebenfalls ein Opfer der Grippe mit Lungenentzündung. Sie hatte in Lausanne das diplôme pédagogique erworben und war im Frühling dieses Jahres an die Universität übergetreten.

*Hadorn*, Hans, stud. phil. I, von Forst (Kt. Bern), starb am 23. Januar nach langem Krankenlager im Kantonsspital. Im September 1918 hatte er am Freien Gymnasium in Zürich das Maturitätszeugnis erhalten. Kurz nach der Immatrikulation erkrankte er.

*Erzinger*, Fritz, stud. phil. II, aus Bäretswil, verschied am 25. März nach längerer Krankheit. Nach einem kurzen Aufenthalt in Bern widmete er sich hier dem Studium der Naturwissenschaften.

Die Zahl der immatrikulierten Studierenden betrug 1978 im Wintersemester 1917/18, verminderte sich im Sommersemester 1918 auf 1875 und stieg im Wintersemester 1918/19 auf 1908. Die Gesamtfrequenz der Hörer weist eine Verminderung auf, sie betrug im Wintersemester 1917/18 2854, verminderte sich im Sommersemester 1918 auf 2494 und im Wintersemester 1918/19 auf 2376. Dieser Rückgang rührt zum Teil von der Abreise der deutschen und österreichisch-ungarischen Internierten und zum Teil von der Abschreibung von bisher im ausländischen Kriegsdienst befindlichen und als beurlaubt aufgeführten Studierenden her. Die Zahl der Schweizerbürger hat eine weitere Zunahme erfahren; sie verminderte sich zwar von 1457 (73,6%) im Wintersemester 1917/18 auf 1391 (74,2%)

im Sommersemester 1918 und stieg im Wintersemester 1918/19 auf die bis anhin erreichte Höchstzahl von 1482 (77,6%). Diese Zunahme der Schweizerbürger dürfte nicht mehr von langer Dauer sein, denn es ist zu erwarten, dass viele wieder für ein oder mehrere Semester ausländische Universitäten besuchen werden, sobald die Ernährungsfragen im Auslande sich gebessert haben und die politischen Verhältnisse geordnetere geworden sind.

Die Ausländer erlitten neuerdings eine Verminderung, ihre Zahl sank von 521 (26,3%) im Wintersemester 1917/18 auf 484 (25,8%) im Sommersemester 1918 und auf 426 (22,3%) im Wintersemester 1918/19.

Die Frequenz der weiblichen Studierenden erfuhr keine wesentliche Veränderung, sie verminderte sich von 297 (15%) auf 283 (14,8% der Gesamtzahl) im Wintersemester 1918/19. Die Zahl der Schweizerinnen reduzierte sich von 194 auf 177 und die der Ausländerinnen vermehrte sich von 103 auf 106.

Die Auditoren verminderten sich in diesem Berichtsjahre neuerdings, ihre Zahl ging von 876 im Wintersemester 1917/18 auf 619 im Sommersemester 1918 und auf 468 im Wintersemester 1918/19 zurück. Auf die Ursache des Rückganges ist bereits im letzten Jahresbericht hingewiesen worden; sie ist eine Folge der besonderen Sparmassnahmen, Schluss der Vorlesungszeit abends 5 Uhr; ausserdem hielt im Wintersemester 1918/19 die Gefahr der Ausbreitung oder Ansteckung der grassierenden Grippe viele sonst regelmässige Kollegienbesucher von der Einschreibung ab.

Verteilung der immatrikulierten Studierenden auf die einzelnen Fakultäten:

	Theol.	Jur.	Med.	Zahn.	Veter.	Phil. I	Phil. II
Sommer-Sem. 1918	54	502	504	106	70	352	287
Winter-Sem. 1918/19	51	551	523	99	68	346	270

Die rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät weist neuerdings eine beträchtliche, die medizinische Fakultät eine kleine Zunahme, die übrigen Fakultäten kleine Verminderungen auf.

Die Kriegsverhältnisse hatten natürlich ihre Einwirkung auf die Studierenden selbst. Not und Sorge hielten auch bei ihnen Einkehr, mancher von ihnen bekam die Schwere der Zeit am eigenen Leib zu spüren. Zur Linderung der Notlage wurden verschiedene Massnahmen getroffen.

Der Mangel an Wohnräumen in der Stadt und deren nächster Umgebung musste auch von Studierenden nachteilig empfunden werden. Deshalb wurde auf Anregung des Rektors in Verbindung mit dem Bureau des städtischen Wohnungsnachweises ein „Anzeiger von Pensionen und vermietbaren Zimmern“ geschaffen, in der Universitätskanzlei zur Benützung aufgelegt und gratis abgegeben.

Das Entgegenkommen des städtischen Lebensmittelamtes ermöglichte es, Studierenden im Plattengarten ein einfaches, aber nahrhaftes Mittagessen zu Fr. 1.20 zu servieren; ein Komitee von Damen stellte sich für die Durchführung dieser Aufgabe bereitwillig zur Verfügung. Die nicht unbedeutenden Ausgaben wurden durch eine Sammlung freiwilliger Beiträge gedeckt.

Für viele ausländische Studierende war das Jahr 1918 noch besonders ungünstig wegen der Schwierigkeiten der Geldbeschaffung aus ihrer Heimat und des Tiefstandes der Valuta. Das Rektorat hat, wie die letzten Jahre, diesen Bedrängten mit Rat und Tat beigestanden. Die Erziehungsdirektion erleichterte diese Aufgabe, indem sie, wie im Vorjahre, 3000 Fr. aus der Kranken- und Unfallkasse der Studierenden zur Verfügung stellte, so dass in manchen Fällen die Not gelindert werden konnte. Die Zahl der Unterstützungsbedürftigen hat sich im zweiten Halbjahr wesentlich vermindert; eine grössere Zahl schied infolge Abschlusses der Studien oder Abreise aus, und eine Anzahl erhielt aus anderen Quellen Unterstützung.

Aber auch ihrerseits suchten die Studierenden, deren Mittel dazu ausreichten, etwas zur Linderung der allgemeinen Not beizutragen.

Eine in den Räumen der Universität und der Eidg. Techn. Hochschule von Studierenden durchgeführte Sammlung zugunsten der schweizerischen Nationalspende brachte 3038 Fr. ein.

Es war anzunehmen, dass der Generalstreik im November seine Einwirkung auch auf die Studierenden haben werde. Durch Anschlag am schwarzen Brett forderte das Rektorat diese auf, sich nicht an Demonstrationen zu beteiligen, sondern jugendliche Kraft und Begeisterung in den Dienst von Gesetz und Ordnung zu stellen.

Diese Aufforderung zeitigte ihre guten Früchte. Gemeinsam mit den Studierenden der Eidg. Techn. Hochschule wurde in wenigen Stunden eine Organisation von über 1000 Mitgliedern geschaffen, die sich zur Mitwirkung bei der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung zur Verfügung stellten. Die Mitglieder betätigten sich als Ärzte und Pfleger in den Militär-Grippe-spitälern, bei der Verteilung der Proklamation des Regierungsrates und der „Bürgerlichen Presse“, bei der Schaffung einer Verbindung zwischen der Stadt und ihrer nähern und weitem Umgebung, ferner leisteten sie als Brief- und Depeschenträger wertvolle Dienste. Eine von der Studentenschaft beider Hochschulen durchgeführte Sammlung zugunsten der grippekranken Soldaten mit einem Ertrag von über 12,000 Fr. in bar und einigen Tausend Franken in natura krönte dieses schöne Werk.

#### *Disziplin.*

In einem Fall erteilte das Rektorat von sich aus einen Verweis, in einem andern Fall im Auftrag des Senatsausschusses. Über einen Studierenden wurde das consilium abeundi verhängt, weil er sich eines groben Unfuges gegen einen Kommilitonen und dessen Angehörige und Bekannte schuldig gemacht hatte, indem er vorsätzlich eine gefälschte Todesanzeige desselben hatte erscheinen lassen.

Die Studentenschaft gewährte auch dieses Jahr aus der Kasse für allgemeine Studentenauslagen der christlichen Studentenvereinigung an die Betriebskosten des an der Plattenstrasse eingerichteten Arbeits- und Lesesaales für Studierende einen Beitrag von 400 Fr.

An die Kasse der Studentenschaft leisteten die Studierenden im Jahre 1918 Semesterbeiträge von 6774 Fr. Hievon wurden

drei Viertel = Fr. 5080. 50 an die Universitätskanzlei abgeliefert.

Der Reservefond betrug Ende 1918 Fr. 9697. 80.

#### **h. Promotionen.**

Die Doktorwürde wurde ehrenhalber verliehen:

Am 27. September 1918 von der philosophischen Fakultät II:

Arnold *Engler*, Professor der Forstwirtschaft an der Eidg. Technischen Hochschule und Vorstand der schweiz. Zentralanstalt für das forstliche Versuchswesen, in Anerkennung seiner wissenschaftlich-botanischen Forschungen und ganz besonders seiner bedeutsamen Beiträge zum Problem der Vererbung erworbener Eigenschaften.

Anlässlich der Zwinglifeier der Universität Zürich am 5. Januar 1919 von der theologischen Fakultät:

Gymnasiallehrer Dr. Paul *Burckhardt* in Basel wegen seiner Verdienste um die Darstellung des Lebens und der politischen Stellung Zwinglis und um die Erforschung der Basler Reformationgeschichte.

Oberbibliothekar Professor Dr. Joh. *Dierauer* in St. Gallen wegen seiner Verdienste um die Darstellung der schweizerischen Reformationgeschichte innerhalb der Gesamtgeschichte der Eidgenossenschaft und um die Erforschung der Geschichte der Stadt und des Klosters St. Gallen.

Pater Dr. Germain *Morin* in Maredsous, Belgien, wegen seiner Verdienste um die Erforschung der alten und der mittelalterlichen Kirchengeschichte, sowie um die Aufhellung neutestamentlicher Probleme.

Gymnasialdirektor Dr. Oskar *Netoliczka* in Kronstadt, Siebenbürgen, wegen seiner Verdienste um die Erforschung der Reformationgeschichte seiner Heimat und um die Ausgestaltung des Religionsunterrichts und seiner Beziehungen zur Literatur der klassischen Periode in Deutschland.

Professor des Kirchen- und Staatsrechts Dr. Joh. *Niedner* an der Universität Jena wegen seiner Verdienste um die Geschichte des protestantischen Kirchenrechts und der kirchlichen Verwaltung in der Reformationszeit.

Professor Dr. Wilhelm *Oechsl*i an der Universität Zürich wegen seiner Verdienste um die neuere schweizerische Kirchengeschichte im Rahmen der politischen Geschichte und um die Erforschung der Staatspolitik Zwinglis.

Zum Lizentiaten der Theologie wurde ernannt:

Pfarrer Oskar *Farner* in Stammheim wegen seiner Verdienste um die Erforschung der frühesten Entwicklung Zwinglis und um die deutsche Wiedergabe seiner Briefe.

Am 9. Januar 1919 von der philosophischen Fakultät I:

Ferdinand *Rudio* aus Wiesbaden, Professor und Bibliothekar an der Eidg. Technischen Hochschule in Zürich, im Hinblick auf seine 25jährige hingebende und erfolgreiche Leitung der Bibliothek der Eidg. Technischen Hochschule, seiner scharfsinnigen Arbeiten zur Geschichte der Mathematik und besonders seine mit philologischer Sicherheit gearbeiteten Ausgaben des Simplicius und Leonhard Euler.

Am 3. März von der gleichen Fakultät:

Meinrad *Lienert* aus Einsiedeln, „dem Gestalter und Bereicherer der Mundart, dem Schilderer der Heimat, dem Meister des Lieds“.

Erneuert wurde am 5. Dezember 1918 das vor 50 Jahren dem Heinrich *Giesker* von Zürich von der juristischen Fakultät ausgestellte Doktordiplom.

Ordnungsgemäss haben von Studierenden promoviert:

an der theologischen Fakultät 1 Lizentiat,

an der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät 52 (2 Damen),

an der medizinischen Fakultät 46 (2 Damen),

am Zahnarztinstitut 9 (1 Dame),

an der veterinär-medizinischen Fakultät 7,

an der philosophischen Fakultät I 20 (4 Damen),

an der philosophischen Fakultät II 22 (1 Dame),

total 157 (10 Damen), 22 mehr als im Vorjahre.

Für tüchtige Arbeiten im theologischen Seminar erhielten Emil *Bäumle* und Gottlob *Spörri* Semesterprämien von je

50 Fr. (10. September 1918), Sigmund *Popper* eine solche von 100 Fr. für hervorragende Leistungen im juristischen Seminar (30. November 1918).

Cand. phil. Johann *Jakob* erhielt an die Kosten der Drucklegung seiner vor einem Jahr mit dem Hauptpreis bedachten Arbeit aus dem Titel Preisinstitut einen Beitrag von 300 Fr. und aus dem Meyer-Keyser-Legat einen solchen von 500 Fr. (6. Juni und 19. August).

Auf die von der theologischen und der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät für die Jahre 1916/17 gestellten Preisaufgaben ging nur bei letzterer Fakultät eine Lösung ein, der aber kein Preis zugesprochen werden konnte.

Für die Jahre 1918/19 stellen dem Turnus gemäss die theologische, die rechts- und staatswissenschaftliche und die medizinische Fakultät Preisaufgaben.

Der Rousseaupreis zur Förderung romanistischer Studien wurde für das Wintersemester 1917/18 Max *Allenspach* von Muolen, für das Sommersemester 1918 Bernhard *Baur* von Birmensdorf und für das Wintersemester 1918/19 Margrit *Honegger* von Zürich zuerkannt.

### i. Kranken- und Unfallkasse.

Die Studierenden der Universität haben im Falle der Erkrankung Anspruch auf unentgeltliche Behandlung und Pflege im Kantonsspital für eine durch das Reglement vom 18. September 1906 (Sa. Bd. II, 1209) befristete Dauer; die gegenseitigen Rechte und Pflichten sind geordnet durch einen Vertrag zwischen der Erziehungsdirektion und der Direktion des Gesundheitswesens vom 20. Oktober 1916. Mit Rücksicht auf die seither eingetretene Verteuerung der Lebensmittel, der Arzneien und des Verpflegungsmaterials wurde zu Anfang des Jahres 1918 die bisherige Tagesentschädigung von 6 bzw. 5 Fr. für ein Einzel- oder Zweierzimmer auf 8 bzw. 7 Fr., bei Aufnahme in die allgemeine Abteilung von 3 auf 4 Fr. erhöht. In diesen Taxen sind die Verpflegung, die ärztliche Behandlung mit Einschluss der Operation und übrigen Prozeduren inbegriffen. Bei Röntgenaufnahmen oder Röntgenbehandlung er-

folgt Berechnung nach dem Minimaltarif. Diese Erhöhung der Leistungen wird für die Krankenkasse eine jährliche Mehrausgabe von etwa 2000 Fr. zur Folge haben. Eine weitere Mehrbelastung brachte das Betriebsjahr durch die Grippeepidemie; das Rektorat fand es gerechtfertigt, nach Prüfung der Verhältnisse im einzelnen Fall eine etwas freiere Auslegung der reglementarischen Vorschriften zugunsten der erkrankten Studierenden eintreten zu lassen.

Die Ausgaben der Krankenkasse betragen 1918 Fr. 15,118.20 gegenüber Fr. 11,461.55 im Vorjahr. Die Studierenden leisteten an obligatorischen Beiträgen die Gesamtsumme von 17,740 Fr. Der Fonds der Krankenkasse stieg von 132,051 Fr. zu Ende 1917 auf Fr. 141,632.75 am 31. Dezember 1918. Durch Verfügung vom 11. September 1918 wurde dem Rektorat der Universität ein weiterer Kredit von 3000 Fr. aus der Krankenkasse zur Unterstützung notleidender Studierender (s. Jahresbericht 1915, S. 11) gewährt; bis zum Jahresende wurden diese Mittel nur teilweise beansprucht.

Die an die Krankenkasse der Studierenden angeschlossene Unfallversicherung für Studierende der medizinischen und veterinär-medizinischen Fakultät, der philosophischen Fakultät II, sowie für Assistenten und Abwärts entschädigte vier Studierende, zwei Assistenten und 12 Personen des Abwärts- und Hilfsdienstes für erlittene Unfälle mit zusammen 2675 Fr. (1917: Fr. 1313.70). Das Vermögen der Unfallkasse beträgt 70,000 Fr. Aus dem Ertrage werden die Prämien für die Studierenden gedeckt; die Prämien für die Assistenten und Abwärts werden bis auf den Betrag von 3 bzw. 2 Fr. im Semester, welchen diese Versicherten selbst zu tragen haben, von der Staatskasse bezahlt.

#### k. Stipendien.

Die Verteuerung der Kosten für den Lebensunterhalt der Studierenden und die Zunahme der Zahl von Unterstützungsbedürftigen veranlassten eine stärkere Inanspruchnahme und dadurch eine Überschreitung des ordentlichen Stipendienkredits. An 85 Studierende (1917: 73) wurden Beiträge in der

Gesamtsumme von 25,550 Fr. (gegenüber 18,700 Fr. im Vorjahr) verabreicht. Vier Studierende an jeder Fakultät waren von der Kollegengeldzahlung bei den besoldeten Professoren befreit. Aus dem Stipendienfonds der höhern Lehranstalten (gegründet und geäufnet aus Rückzahlungen bezogener Unterstützungen) konnten acht weitere Studierende der Universität mit Stipendien unterstützt werden. Der Fonds erhielt 1918 Schenkungen und Legate im Betrage von Fr. 1086.50 und 1334 Fr. wurden ihm von ehemaligen Stipendiaten zurückerstattet. Ferner wurden in Anspruch genommen: der Jubiläumsstipendienfonds mit 950 Fr., der Luchsingerfonds mit 475 Fr. und der von Schweizerische Stipendienfonds mit 800 Fr. Für die Erträgnisse der Karl Fiedler-Stiftung und der Sächsischen Stiftung „Providentiae memor“ fanden sich im Berichtsjahr keine Bewerber. Das Gesamtvermögen der genannten 6 Fonds zu Stipendienzwecken betrug Ende 1918 Fr. 179,121.22

#### l. Witwen-, Waisen- und Pensionskasse der Professoren der Universität.

Von den 79 Mitgliedern der Genossenschaft zu Anfang 1918 starben im Laufe des Jahres 3, 1 Mitglied schied infolge Berufung ins Ausland aus und 7 Professoren traten der Genossenschaft bei, so dass diese am Ende des Jahres 82 Mitglieder zählte. Diese leisteten an Jahresbeiträgen und Einstandsgeldern zusammen Fr. 23,339.31. Die Kasse entrichtete an 10 Witwen und 1 Waise Renten im Gesamtbetrag von Fr. 11,969.75, 8 Professoren im Ruhestande bezogen Pensionen im Betrage von Fr. 19,109.05. Die Abegg-Arter-Stiftung trug hieran wie bisher 8000 Fr. bei. Aus staatlichen Fonds (Hochschulfonds, Fonds für die Universität, Stockar-Scherer-Castel-Fonds) erhielt die Kasse den Betrag von Fr. 11,560.75. Sie konnte Legate und Schenkungen in der Gesamtsumme von 12,700 Fr. verdanken. Das Vermögen nahm im Berichtsjahre um Fr. 92,878.64 zu.

Dieses Ergebnis gestattete, den Reservefonds auf der Höhe des Vorjahres zu belassen, ihn also nicht, wie in den letzten Jahren, zur Deckung eines grössern oder kleinern Defizits im

Deckungskapital angreifen zu müssen. Von schwerwiegenden Folgen wird dagegen die für 1919 durchzuführende Neuregulierung der Besoldungen auch für unsere Kasse werden, da die bisherigen Einnahmen durchaus nicht mehr genügen werden, um das gegenwärtige statutarisch festgesetzte Verhältnis zwischen Besoldungshöhe und Pension beizubehalten, das schon bisher auf den regelmässigen Eingang von Schenkungen in der Höhe von annähernd 10,000 Fr. abstellen musste. Sofern es nicht gelingt, neue Einnahmequellen für die Kasse zu schaffen, wird es Aufgabe der im Jahre 1919 vorzunehmenden Statutenrevision sein, die Pensionierungsverhältnisse auf neuer Grundlage zu regulieren, so dass das Gleichgewicht der Kasse auch für die Zukunft ermöglicht wird.

### m. Zürcher Hochschulverein.

Der *Rechnungsabschluss* auf 31. März 1918 ergab bei 10,857 Fr. *Einnahmen* (Übertrag aus alter Rechnung, Kapitalzinsen, Mitgliederbeiträge, das schon im vorigen Bericht erwähnte Legat) und 5345 Fr. *Ausgaben* (3900 Fr. als Beiträge für wissenschaftliche Zwecke, 1445 Fr. für Verwaltungskosten und den Zuschuss an den Druck des Jahresberichtes der Universität) einen Saldo von 5511 Fr. Die Frühjahrsversammlung beschloss auf Antrag des Vorstandes, dem *Stammgut* aus laufender Rechnung 5000 Fr. zu überweisen; es erreichte dadurch die Höhe von 90,000 Fr.

Nach Abnahme der Rechnung bewilligte die Frühjahrsversammlung, die wieder in der Aula der Universität tagte, auf Antrag des Vorstandes folgende

#### *Beiträge zu wissenschaftlichen Zwecken:*

1. Beitrag für eine rotierende Kapselpumpe nach Gaede für das physikalische Institut (Prof. Edgar Meyer) . . . . . 1,000 Fr.
2. Zur Ergänzung des Vorlesungsinventars für Stoffwechselversuche für das physiologische Institut (Prof. W. R. Hess) . . . . . 1,300 „

Uebertrag 2,300 Fr.

	Uebertrag 2,300 Fr.
3. Beitrag an photographisch-kinematographische Aufnahmen von Geisteskranken (Prof. H. W. Maier) . . . . .	500 „
4. Beitrag an die Bibliothek des philosophischen Seminars (Prof. Freytag) . . . . .	200 „
	Total 3,000 Fr.

Nach der Versammlung folgte eine grössere Anzahl von Teilnehmern einer Einladung ins physikalische Institut, wo Prof. Edgar Meyer mit seinen Mitarbeitern einen Einblick gab in neuere physikalische Forschungen und Probleme.

Die *Herbstversammlung*, für die Prof. Fleiner als Sprecher gewonnen war, sollte uns am ersten Oktobersonntag nach Küsnacht führen; die Grippeepidemie hat auch diesen Plan nicht zur Ausführung gelangen lassen. Als vorläufiger Ersatz mag hier eine Übersicht der Titel der an den Herbstversammlungen des Hochschulvereins gehaltenen Vorträge folgen, zum Zeugnis dafür, wie mannigfaltige Anregung durch diese regelmässigen Zusammenkünfte in die verschiedensten Teile des Kantons getragen wurde.

Jahr	Ort der Versammlung	Referent	Thema
1884	Winterthur	Prof. Arnold Hug	Wesen und Wert der akad. Bildung.
1885	Meilen	Prof. Steiner Korref. Erzhsrat Pfr. Wissmann	Wesen und Bedeutung kleiner Hochschulen.
1886	Andelfingen	Obergerichtsprsd. Dr. Sträuli	Die Wiedereinführung eines Staatsexamens für Juristen.
1887	Wädenswil	Pfarrer Prof. Dr. Furrer	Alte und neue Sprachen in ihrem Wert zur Vorbereitung für das akadem. Studium.
1888	Zürich	Prof. G. Meyer von Knonau	Eidg. Univ. od. Subventionierung der kant. Hochschulen?
1889	Bendlikon	Prof. Blümner	Die Museen Athens.
1890	Wetzikon	Prof. G. Meyer von Knonau	Die Entwickl. der Wissenschaften innerhalb der Univ. Zürich von 1833 bis zur Gegenwart.
1891	Affoltern a. A.	Pfarrer Wissmann	Aus der Leidensgeschichte der Hochschule.
1892	Winterthur	Prof. Lang	Das Regenerationsvermögen der Tiere.
1893	Stäfa	Prof. Morf	Meister Franz Rabelais.

Jahr	Ort der Versammlung	Referent	Thema
1894	Uster	Erziehungsrat Dr. Keller	Eine Reise nach Bosnien.
1895	Winterthur	Prof. V. Ryssel	Beziehungen zw. d. syrischen Literatur und dem Abendlande.
1896	Thalwil	Prof. A. Lang	Die Edelkoralle.
1897	Bülach	Prof. R. Martin	Ueber das Wachstum unserer Kinder.
1898	—	—	—
1899	Pfäffikon	Prof. Schneider	Ueber die neuesten römischen Ausgrabungen in der Schweiz.
1900	Horgen	Prof. Schulthess	Bedeutung der Papyrus-Forschung.
1901	Winterthur	Prof. Oechsli	Ueber d. schweiz. Volkserhebung im Frühjahr 1799.
1902	Wädenswil	Erziehungsdirektor Locher	Interessen der Landschaft an der Gestaltung unseres Mittelschulwesens.
1903	Affoltern a. A.	Prof. Kleiner	Elektrische Schwingungen mit ihrer Anwendung in der Praxis (drahtlose Telegraphie).
1904	Küsnacht	Prof. Krönlein	Das Hauptziel des mediz. Studiums an der Universität.
1905	Rüti	Prof. Werner	Die Luft; Bedeutung und Verwertung ihrer Bestandteile.
1906	Winterthur	Reg.-Rat Ernst	Ausscheidungsvertrag mit dem Bund.
1906	"	Prof. Lang	Bauprogramm für die neue Hochschule.
1907	Uster	Direktor Dr. Maurer	Hilfsmittel d. heutigen Meteorologie für die Erforschung d. Atmosphäre.
1908	Andelfingen	Prof. Grubenmann	Reise nach Finnland.
1909	Pfäffikon	Dr. de Quervain	Eine Schlittenreise auf d. grönländ. Inlandeis.
1910	Wädenswil	Prof. Oechsli	Der endgiltige Verlust Veltlins, Bormios und Clevens 1814/15.
1911	Meilen	Prof. Silberschmidt	Neuere Forschungsergebnisse über das Wesen einiger ansteckender Krankheiten.
1912	Bülach	Dr. Escher, Bibliothekar	Moderne Bibliothekbestrebungen und Bibliothekaufgaben mit besonderer Rücksicht auf die geplante Zentralbibliothek Zürich.
1913	Mettmenstetten	Prof. Zürcher	Strafgesetz u. Verbrechensbekämpfung.
1914	—	—	—
1915	Horgen	Prof. Schlaginhausen	Sozialanthropologie und Krieg.
1916	Winterthur	Prof. Grossmann	Die Finanzpolitik der Bundesstaaten mit besonderer Rücksicht auf die schweizer. Finanzreform.
1917	Dielsdorf	Prof. Feer	Bevölkerungsprobleme der Zukunft.
1918	—	—	—

Für den Zürcher Hochschulverein:

Der Präsident: Prof. Dr. E. Hafter.

Der Aktuar: Prof. Dr. E. Schwyzer.

NB. *Anmeldungen zum Eintritt in den Zürcher Hochschulverein*, dessen Bestrebungen zu unterstützen die ehemaligen Zürcher Kommilitonen sich zur Ehrenpflicht machen sollten (Jahresbeitrag 5 Fr.), werden an die Kanzlei der Universität oder an ein Vorstandsmitglied erbeten.

#### n. Stiftung für wissenschaftliche Forschung.

Die Stiftung für wissenschaftliche Forschung hat in den Jahren 1915—1918 insgesamt über 57,000 Fr. zur Ermöglichung und Förderung wissenschaftlicher Untersuchungen bewilligt. Von diesem Betrage waren zur Zeit der Jahresversammlung, am 8. März 1919, nicht weniger als rund 20,700 Fr. noch nicht abgehoben. In einigen Fällen wird sich ergeben, dass der bewilligte Kredit nicht in vollem Umfange in Anspruch genommen werden musste, so dass Teilbeträge desselben wieder frei werden. In andern Fällen hemmten die Kriegsereignisse den Beginn oder den Abschluss der Untersuchung oder die Vornahme der bewilligten Anschaffungen. Aber noch häufiger sind die Fälle, wo der Subventionsbeschluss überhaupt erst die Anhandnahme der bedachten Arbeit ermöglicht. Diese selbst kann sich aber auf lange Jahre erstrecken, und so wird es oft unvermeidlich sein, dass ein einmal bewilligter Kredit jahrelang offen gelassen werden muss, obschon die Rechnungsführung der Stiftung es als wünschenswert erscheinen lässt, dass die laufende Rechnung nicht mehr als unbedingt nötig mit solchen Rückständen belastet wird.

Doch sind auch im Rechnungsjahre von der Stiftung *subventionierte Arbeiten zum Abschluss* gelangt. So legte Prof. Ernst ein umfangreiches Werk „Bastardierung als Ursache der Apogamie im Pflanzenreich“, Jena 1918, vor, ferner Prof. Walter Frei eine Reihe von Publikationen von ihm und seinen Schülern über die Leichenveränderungen bei Haustieren, ferner eine Serie von Aufsätzen von den Privatdozenten Herzfeld und Klingler, welche über ihre Schilddrüsen- und Kropfuntersuchungen berichten. Prof. Vetter hat seine „Grundlagen zu einer Bibliographie der Schweiz“ abgeschlossen; sie harren noch der Veröffentlichung. Dagegen ist rechtzeitig zur Zwinglifeier

die von der Stiftung unterstützte Zwinglifestschrift in überaus schöner und würdiger Form erschienen. Die Professoren Edgar Meyer und Hess haben die gewünschten Apparate beschafft und auch bereits über erfolgreiche wissenschaftliche Verwendung derselben berichtet. Das Kuratorium der Stiftung hat beschlossen, die von den Professoren Edgar Meyer, Walter Frei und Walter R. Hess mit Stiftungsmitteln angeschafften Apparate den betreffenden Instituten zuzuwenden.

*Neue Gesuche* sind dem Kuratorium pro 1919 in sehr grosser Zahl und mit sehr weitgehenden Wünschen, welche die Kräfte der Stiftung bei weitem übersteigen, zugegangen. Neben manchen andern Umständen mag besonders das Kriegsende diesen Sturm auf die Stiftungsmittel bewirkt haben. Denn manche Untersuchungen waren in den letzten Jahren nicht in Angriff genommen worden, weil die Kräfte fehlten oder weil die Weltlage die Durchführung als unmöglich erscheinen liess. Das Kuratorium musste eine enge Auswahl treffen. Es bewilligte zunächst verschiedene Nachtragskredite, durch welche frühere Subventionen erst zu voller Geltung gelangten. Ein Instrumentarium sollte seine unerlässliche Ergänzung finden, eine eingeleitete Untersuchung sollte durchgeführt werden, einer grossen, bis anhin subventionierten Arbeit musste noch die Drucklegung ermöglicht werden. Solche Nachtragssubventionen erhielten die Herren Prof. Vetter 2000 Fr., Prof. Walter R. Hess 1300 Fr., Prof. Ernst 1200 Fr., Prof. Walter Frei 600 Fr. Darüber hinaus beschloss die Stiftung vor allem die Drucklegung eines sehr gross angelegten und vollständig druckfertig vorliegenden Werkes, das auch von ausländischen Akademien unterstützt wird, durch eine Subvention zu fördern, nämlich die Publikation des Herrn Dr. Naef über die Cephalopoden. Endlich wurden noch einige Gesuche berücksichtigt aus Gebieten, welche bis jetzt von der Stiftung noch nicht bedacht worden waren. So wurden zugesprochen Herrn Prof. Gauchat für die Herstellung der Tableaux phonétiques des glossaire des patois romands (tabellarische Darstellung der charakteristischen Lautzüge der westschweizerischen Mundarten) 3000 Fr. pro 1919 und 3000 Fr. pro 1920, ferner Herrn Prof. Clairmont 1000 Fr. zur Herstellung

einer Statistik über das spätere Schicksal der im Kantonsspital behandelten Unfallverletzten, Herrn Prof. L. Köhler 500 Fr. für eine wissenschaftliche Ausgabe des Denterojesaha und Herrn Dr. Stettbacher 400 Fr. zu Wirklichkeitsaufnahmen (wissenschaftliche Untersuchungen über Unterrichtspraxis). Insgesamt wurden bewilligt 12,000 Fr.

Der *Vermögensstand* des allgemeinen Fonds betrug zu Beginn des Jahres 1918 493,500 Fr., der Zugang im Jahre 1918 25,500 Franken, so dass der Bestand am 31. Dezember 1918 unter Überschreitung der halben Million 519,000 Fr. erreicht hat. Der Spezialfonds Zollinger-Billeter besteht unverändert aus 20,000 Fr. Ein Betrag von ebenfalls 20,000 Fr. ist uns im Januar 1919 zugewendet worden. Dieses Kapital wird nach dem Willen der Donatorin einen besondern Ringger-Pfenninger-Fonds bilden. Wie beim allgemeinen Fonds muss auch bei diesem ein Sechstel der Erträge zum Kapital geschlagen werden. Die übrigen fünf Sechstel sollen für Forschungen zur Bekämpfung von Volksseuchen (vorweg der Grippe) verwendet werden.

Da die ersten vier Jahre der Stiftungstätigkeit abgelaufen sind, musste nach dem Stiftungsstatut eine *teilweise Erneuerung des Kuratoriums* Platz greifen. Die vier Nichtdozenten, die gemäss den statutarischen Bestimmungen ausscheiden mussten, wurden in der Sitzung des Kuratoriums durch das Los bestimmt. Von den Dozentenmitgliedern ist Herr Prof. Ruge gestorben, die Herren Max Huber, G. Bachmann und H. Schinz erklärten ihren Rücktritt. Die neuen Mitglieder unter den Nichtdozenten wurden in der Jahresversammlung des Kuratoriums gewählt, die neuen Dozentenmitglieder waren schon vorher vom Senat bestimmt worden. Der Bestand des Kuratoriums ist darnach folgender: die Herren Abegg-Stockar, Direktor Dr. Boveri, W. H. Diethelm (neu), Regierungsrat Dr. Keller, Generaldirektor Müller-Jelmoli, Regierungsrat Dr. Mousson, Dr. Schindler-Escher (neu), Obergeringieur Sonderegger, Direktor Dr. H. Stoll, Dr. Sulzer-Imhoof, Nationalrat John Syz (neu), Oberst Usteri-Pestalozzi, Zollinger-Jenny (neu), Direktor Dr. Zoelly-Veillon und die Dozenten Bovet, Cloetta, Egger, Ernst (neu), Fleiner

(neu), Gauchat (neu), Haab (neu), Hafter, Hescheler, E. Meyer, P. Schweizer, Silberschmidt, Vetter, Wehrli, Zschokke.

Neu bestellt wurde auch der Vorstand. Der bisherige Schatzmeister erklärte seinen Rücktritt, ebenso der bisherige Präsident. Herr Oberst Hürlimann-Hirzel wurde leider durch das Los betroffen. Die Neukonstituierung geschah folgendermassen:

- Herr Prof. Ernst Hafter, Präsident,
- „ Prof. Cloetta, Vizepräsident,
- „ Rektor Vetter, Aktuar,
- „ Oberingenieur Sonderegger, Schatzmeister,
- „ Direktor Dr. Zoelly-Veillon, Beisitzer.

Zum Rechnungsrevisor wurde neu gewählt Herr Schulthess-Hünerwadel. A. Egger.

### o. Hilfswerk der schweizerischen Hochschulen für die kriegsgefangenen Studenten.

Bis im Oktober 1918 konnte das Hilfswerk seine Tätigkeit in vollem Umfange durchführen. Vom Ortsausschuss Zürich wurde in 92 Gefangenenlagern gearbeitet (12 Lager in Deutschland, 37 in Frankreich, 24 in Österreich-Ungarn und 19 in Italien). Wir standen in direktem Verkehr mit rund 4655 Kriegsgefangenen: 650 Deutsche, 1250 Österreicher und Ungarn, 550 Franzosen, 300 Belgier, 50 Engländer, 1050 Italiener, 410 Russen, 350 Serben, 45 Montenegriner.

Der Bücherversand erreichte im abgelaufenen Jahre einen ähnlichen Umfang wie 1917, es wurden 6566 Bücher verschickt. Die Gesamtzahl der vom Zürcher-Ausschuss versandten Bücher beträgt somit rund 21,000, Broschüren und Zeitschriften nicht mitgerechnet. Über die Auswahl der Bücher, deren Verwendung in den Lagern und über das geistige Leben in den Lagern hat Herr Prof. Egger im Jahresbericht 1917/18 ausführlichere Mitteilungen gemacht. Nach Abschluss des Hilfswerkes wird über dessen Tätigkeit und Bedeutung für das geistige Wohl der Kriegsgefangenen noch zusammenfassend berichtet werden. Aus den allgemein bekannten Gründen verursacht die Beschaffung wissenschaftlicher Bücher immer grössere Schwierigkeiten.

Auch in diesem Jahre haben uns dabei die im letzten Jahresbericht genannten Gesellschaften unterstützt.

Der Waffenstillstand vom November 1918 führte zur Auflösung der Lager in den Zentralmächten. Diese Auflösung erfolgte zum Teil überhastet, und nicht in allen Fällen konnten die Gefangenen ihre Habe und ihre Bücher bergen. Doch wissen wir aus direkten Berichten, dass viele die von uns gesandten Bücher nach Hause nehmen durften, wie auch ihre wissenschaftlichen Arbeiten.

Der Zürcher-Ausschuss setzte im Jahre 1919 die Arbeit in Italien und Frankreich fort. Der Bücherversand wird aber sehr gehemmt durch die grossen Änderungen, die in den Lagern in Frankreich stattfinden.

An der Universität Zürich studierten im Vergleich zu andern schweizerischen Hochschulen nur wenige internierte Kriegsgefangene. Ende Sommersemester 1918 konnten die meisten in ihre Heimat zurückkehren. Neue deutsche kriegsgefangene Studenten wurden der Universität nicht zugewiesen. Der Eidg. Technischen Hochschule war eine grössere Zahl deutscher Internierter zugeteilt. Viele unter diesen sind Offiziere, die sich auf einen Zivilberuf vorbereiten. Der Ausschuss Zürich versorgt in der Ost- und Zentralschweiz internierte kriegsgefangene Studenten mit Büchern und leistete Bürgschaft für den Bezug von Büchern aus den Zürcher Bibliotheken.

Der finanzielle Verkehr des Ortsausschusses Zürich gestaltete sich folgendermassen:

Im Postcheckverkehr:	Einnahmen	Ausgaben	Saldo
1915 . . . . .	7,318. 55	1,961. 15	p. 14. März
1916 . . . . .	14,507. 20	13,282. 97	1919
1917 . . . . .	22,096. 15	23,449. 99	
1918 . . . . .	13,819. 48	18,007. 21	
1919 (bis 14. März) .	696. 50	1,118. 30	
	<hr/> 58,437. 88	<hr/> 57,819. 62	618. 26
Im Bankverkehr:	3,240. 40	3,174. 20	66. 20
	<hr/> 61,678. 28	<hr/> 60,993. 82	684. 46

Die Aluminiumfabrik Neuhausen hat dem Hilfswerk wiederum 2000 Fr. überwiesen. Ferner verdanken wir: zwei Gaben von je 1000 Fr. der Helvetia St. Gallen, und den A.-G. Eisen- und Stahlwerke vorm. G. Fischer, Schaffhausen; eine Gabe von 600 Fr. der Schweiz. Unfallversicherungsgesellschaft A.-G., Winterthur; vier Gaben von je 500 Fr. Herrn Mc Cormick Harald, Zürich, der Firma Stehli & Co., Zürich, dem Allg. Dozentenverein Zürich, Herrn Prof. Tobler, Zürich; zwei Gaben von je 400 Fr. Herrn John Syz, Zürich, und der Lokomotivfabrik Winterthur; eine Gabe von 300 Fr. der Schweiz. Werkzeugmaschinenfabrik Oerlikon, eine Anzahl kleinere Beiträge erhielten wir von Privaten, von Vereinen und Dozenten, z. B. vom Christl. Verein junger Männer in Genf, von italienischen Offizieren, von der Freistudentenschaft der Universität Zürich u. a. Den Gebern sei auch an dieser Stelle der herzlichste Dank des Hilfswerkes ausgesprochen. Nur diese uns zuteil gewordene Unterstützung ermöglichte das Hilfswerk in dem erweiterten Umfange durchzuführen.

Der grösste Teil der Arbeit mit den Lagern in Frankreich wurde von Frl. Auguste Hirzel besorgt, der unser ganz besonderer Dank gebührt. Unterstützt wurde sie von Herrn Prof. Egger. Herrn Prof. Grossmann war der Verkehr mit den Lagern in Deutschland, Österreich und Italien unterstellt.

*Hans Wehrli.*



Prof. Dr. OSCAR WYSS  
17. August 1840 bis 1. Mai 1918

### III. Nekrologe.

**Prof. Dr. Oscar Wyss**

17. August 1840 bis 1. Mai 1918.

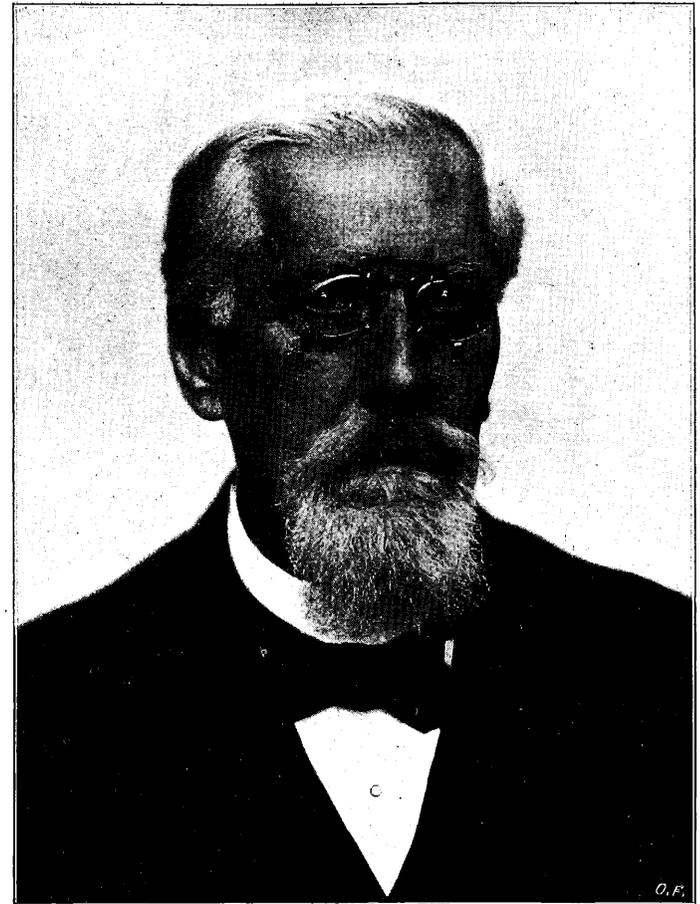
Dr. *J. Oscar Wyss*, Professor der Medizin, von Affoltern a. A. und Zürich, geb. 17. August 1840 in Dietikon, war der älteste Sohn des von 1846 an in Otelfingen praktizierenden Arztes Joh. Wyss. In letzterem Orte durchging er die Elementarschule und besuchte hierauf während drei Jahren mit grossem Fleiss die Sekundarschule in Regensdorf. Er sollte sich auf Wunsch des Vaters für die Ingenieurwissenschaft aufs Polytechnikum vorbereiten. Auf sein dringendes Verlangen, Arzt zu werden, liess ihn sein Vater jedoch, zuerst am Heimatsorte, die für das Medizinstudium notwendigen Kenntnisse durch den Ortspfarrer und später durch Privatunterricht in Zürich erwerben, so dass er im Oktober 1858 das Maturitätsexamen ablegen konnte. Mit dem Fleisse und der Gewissenhaftigkeit, die ihn sein ganzes Leben kennzeichneten, studierte Oscar Wyss in Zürich bei Clausius, Heer, Escher von der Linth die naturwissenschaftlichen Fächer, bei Adolf Fick, Herm. von Meyer und Mole-schott die physiologischen und anatomischen, bei Locher-Balber, Cloetta, Griesinger, Billroth, Horner, Ernst und Breslau die klinischen Fächer. Als Unterassistent bei Griesinger zog er sich einen Typhus und kurz nachher eine Variolois zu, war nachher zwei Semester bei Billroth, der ihm später die Ehre gab, seinem Doktorschmaus am 22. Oktober 1862 beizuwohnen. Billroth hat ihn stets in freundlicher Erinnerung behalten, er hat ihm am 27. Oktober 1892 geschrieben: Lieber Freund, mit dem grössten Interesse habe ich soeben Ihren Aufsatz in meiner Jubiläums-festschrift „Über hernia ventralis congenita“ gelesen. Ich habe nie einen derartigen Fall gesehen. Ihre so ausserordentliche exakte Beschreibung ist jedenfalls für alle Zeiten von hohem Werte. Freundlichsten Gruss Ihr Th. Billroth.

Unter Billroth hat Wyss seine Dissertation „Über Septicaemie“ gemacht. Schon am Tage nach dem Staatsexamen verreiste er nach Breslau, trat eine Assistentenstelle im Allerheiligenspital an, arbeitete nun die ersten Jahre unter Lebert im Laboratorium für Chemie und Mikroskopie speziell über Phosphorvergiftung, über Trichinosis, wobei er durch Tierversuche nachweisen konnte, dass zwar die Kapsel durch die Trichine, die an den Enden der Kapsel sich befindenden Fettanhän-gungen aber durch den Wirt gebildet werden. 1866 folgte bei der grossen Choleraepidemie eine experimentelle Arbeit über Cholera, vorher Ver-öffentlichungen über *Distoma hepaticum* beim Menschen, über *Icterus hepaticus*, über melanotisches Sarkom, Leberabszess. Geradezu tragisch erscheint es uns, wie er im Jahre 1865 diejenige Krankheit mit allen ihren

qualvollen Erscheinungen eingehend beschreibt, die ihm die letzten Lebensjahre so sehr erschwerte und am ersten Mai 1918 die ersehnte Erlösung brachte.

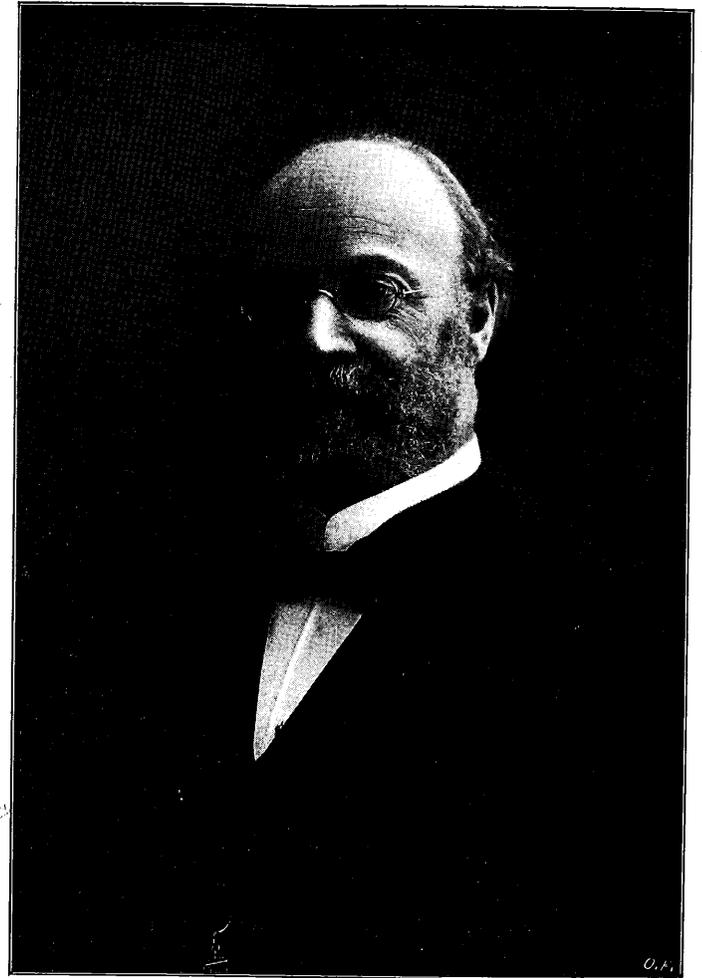
Aus dem Jahre 1867 stammen sodann die sorgfältigen Arbeiten über Überimpfung von Tuberkulose von Mensch auf Tier mit Erfolg und von malignen Tumoren ohne Erfolg, eigene Beobachtungen, die er mit seinem Chef, Professor Lebert, zusammen veröffentlicht hat. Erhabilitierte sich im gleichen Jahre unter grossen Schwierigkeiten als Fremder an der Universität Breslau mit der noch lateinisch geschriebenen Habilitationsschrift „De fistula pericardii commentatio“, übernahm die Führung der Poliklinik, die sehr ausgedehnt, mühsam, aber reich an interessanten Krankheitsfällen war. Doch gewann er auch jetzt wie früher zur Zeit der Kriege von 1864 und besonders 1866, wo er zeitweise neben der medizinischen auch noch die chirurgische Klinik zu besorgen hatte, noch Zeit, um Arbeiten: Über Aneurysma der Aorta ascendens, ganz besonders aber Febris recurrens, durchzuführen. Am dritten Sonntag im April 1868 sah er zum ersten Male im Blute eines Rekonvaleszenten von Recurrens (die leider nicht beschriebenen) Recurrenspirillen. Im Frühjahr 1869 verliess er Breslau, kehrte nach mehrmonatigem Aufenthalt in Berlin, Prag, Wien usw. nach Zürich zurück und übernahm hier die Leitung der Poliklinik als ausserordentlicher Professor. 1874 wurde ihm die Direktion des neugegründeten Kinderspitals übertragen, gleichzeitig mit der Dozentur über Kinderheilkunde. 1878 vertauschte er die Poliklinik mit der neu gegründeten propädeutischen medizinischen Klinik. Ende 1883 wurde diese letztere aufgehoben, und ihm die ordentliche Professur über Hygiene, verbunden mit der Direktion des Hygieneinstitutes, übertragen. Als Dozent für Hygiene und Kinderheilkunde wirkte er bis zum Jahre 1910, als ihn eine postpneumonische seröse Pleuritis nötigte, im siebzigsten Lebensjahre zurückzutreten. Eine Reihe von Arbeiten auf hygienischem Gebiet und aus der Kinderheilkunde sind in den Jahren von 1880 bis 1900 entstanden, so über Fleischtypus, Wassergasvergiftungen, Bacterium coli-Erkrankungen, über die Ärzteausbildung in der Schweiz, die Tuberkulosefrequenz im Kanton Zürich, über Guajakolvergiftung, „Schwindsuchtssanatorien“, über Folgen von Wirbelmissbildungen, eine Fischseuche im Zürichsee, Phlebothrombose des Rückenmarks. Aber auch die letzten Jahre blieb er nicht untätig, er schrieb 1906 über die Auskultation der Säuglinge, 1908 über Säuglingsmortalität, 1913 über Phobrol und in seinem 74. Lebensjahre noch eine interessante Abhandlung über die Sterblichkeit durch Tuberkulose im Kanton Zürich. Nicht unerwähnt bleibe die Mitarbeit am Gerhardt'schen Lehrbuch der Kinderkrankheiten (Fleckfieber, Recurrens, Katarrhalpneumonie und Lungenschwindsucht) und die zahlreichen Dissertationen, die unter seiner Leitung entstanden sind.

Oscar Wvys hat sein Leben mit Arbeit reichlich ausgefüllt; neben seiner wissenschaftlichen Tätigkeit und der Ausbildung der Studierenden hat er seine Lebensaufgabe vor allem darin gesehen, das von ihm geleitete Kinderspital emporzubringen, er hat sich mit Eifer hygienischen Fragen angenommen und zum Beispiel den Gedanken der Lungen-sanatorien erfasst und an dem Entstehen des Zürcherischen energisch



Prof. Dr. HERMANN HITZIG

9. Mai 1843 bis 27. August 1918



Prof. Dr. HUGO BLÜMNER  
9. August 1844 bis 1. Januar 1919

beigetragen. Als Arzt war er besonders wegen seiner auf Grund gewissenhaftester Untersuchung und Beobachtung gestellten Diagnosen gesucht, seine Konsultationsreisen führten ihn häufig ins Engadin, bis nach Mailand, nach Süddeutschland usw.

Wenn ihm im Leben auch mehrmals schwere Stunden beschieden waren, so war der Grundton doch ein fröhlicher, als Arzt hatte er die Gabe, jedem seiner Patienten die nötige Dosis neuen Lebensmut beizugeben, er verstand besonders die Seele des kranken und ihm deswegen voll vertrauenden Kindes.

**Prof. Dr. Hermann Hitzig**

9. Mai 1843 bis 27. August 1918

**Prof. Dr. Hugo Blümner**

9. August 1844 bis 1. Januar 1919.

Ein Berichtsjahr sah zwei Männer scheiden, die seit langem zu den Wahrzeichen der philosophischen Fakultät I und der ganzen Universität gehörten. Auf einen Monat nur brachte Hermann Hitzig sein schon von den Schatten ernsthafter Krankheit umdüstertes otium; noch aus voller Tätigkeit heraus folgte am Neujahrsmorgen Hugo Blümner dem Freunde, dem er noch im Spätsommer das letzte Lebewohl gesagt. Wie in der Wissenschaft die Namen Hitzig und Blümner vereint fortleben werden, solange ihr altgriechische Geographie, Orts- und Kunstgeschichte etwas bedeuten können, so darf auch dieser Bericht den Versuch wagen, ein Bild ihrer Träger in nicht bloss äusserlicher Vereinigung festzuhalten.

Zweiunddreissig Jahre lang haben sie Schulter an Schulter manche Generation von Altertumsbeflissenen auf ihre künftige Laufbahn, als Lehrer an der Mittelschule zumeist, vorbereitet, der eine besonders als Vertreter der Geschichte der antiken Literaturen und der griechischen Rechts- und Verfassungsgeschichte (nicht zufällig war sein ältester Sohn Hermann Ferdinand Hitzig, der ausgezeichnete Zürcher Romanist, zugleich einer der ersten Kenner des griechischen Rechtes), der andere vorab als Führer auf den Gebieten der antiken Kunst- und Kulturgeschichte, der Realien im weitesten Verstande, beide als Erklärer griechischer und lateinischer Schriftwerke.

Aus Königsberg war der jüngere schon 1877 als ein Fremder nach Zürich gekommen; Hitzig, in Zürich aufgewachsen, mit einer Schwester von Zürcher Jugendfreunden verheiratet, kehrte erst 1886 dahin zurück, nach langen Wanderjahren. Er war noch Gymnasiast gewesen, als sein Vater Ferdinand Hitzig nach Heidelberg berufen wurde; hier und in Göttingen hatte er klassische Philologie studiert, aber auch Theologie und Philosophie gehört. Eine Hauslehrerstelle in Offenbach a. M., deren er Zeit seines Lebens in herzlichster Dankbarkeit gedachte, hatte es ihm erleichtert, noch ein Berliner Studienjahr anzuschliessen. Als Lehrer der verschiedensten Fächer — zeitweise der Geographie, des Hebräischen und Turnens — hatte er sich in den nächstfolgenden Jahren in seinen beiden Heimatländern bewährt — in Burgdorf, Winterthur und Heidel-

berg: da wurde ihm als Rektor die Leitung des neu errichteten Gymnasiums zu Burgdorf, dann des neu organisierten Gymnasiums der schweizerischen Bundesstadt anvertraut; auch in Bern war er bloss im Nebenamt Extraordinarius der klassischen Philologie, und der Abschied vom Gymnasium wurde dem begnadeten Schulmann nur durch die Berner Gymnasialreform weniger schwer gemacht. In Zürich übernahm Hitzig die zentrale Professur für klassische Philologie, als Nachfolger Arnold Hugs. Wie dieser, wurde er der Hauptlehrer der künftigen Lehrer, der aber auch die übrigen Disziplinen der Altertumswissenschaft zu ihrem vollen Rechte kommen liess: einmütig wirkte er zusammen nicht nur mit dem nächsten Fachkollegen Blümner und dem Jugendfreunde G. Meyer von Knonau, dem Vertreter der alten Geschichte im Rahmen der Universalhistorie, sondern auch mit dem erfolgreichen Vorkämpfer des Sanskrit und der vergleichenden Sprachwissenschaft an der Zürcher Universität, seinem alten Lehrer Heinrich Schweizer-Sidler, und dessen Amtsnachfolgern, Adolf Kaegi und dem all den Genannten als Schüler verpflichteten Verfasser dieses Gedenkwortes. Sichere praktische Beherrschung der alten Sprachen, Klarheit des Denkens, die feines ästhetisches Empfinden nicht ausschliesst, einen Sack ausgewählter nützlicher Kenntnisse, das war's, was der angehende Lehrer aus Hitzigs Schule mitbekam. Hitzigs Studien waren von jeher umfassend gewesen — dem Sohne des bedeutenden Alttestamentlers und Orientalisten war weder der semitische noch der arische Orient fremd geblieben und noch in hohen Semestern vertiefte er sich ins ausgehende Römertum und in die Papyruskunde —; er ging jedoch nicht darauf aus, Spezialitäten und Randdisziplinen zu pflegen; scharfes sprachliches Verständnis und unmittelbare Kenntnis der alten Literatur galten bei ihm mehr als alles theoretische und gedächtnismässige Wissen. Auch als Mensch besass Papa Hitzig das volle Vertrauen seiner Schüler, denen er oft weit übers Studium hinaus Hort und Zuflucht war; sein Wohlwollen lernten auch die Stipendiaten kennen, nötigenfalls auch seine Strenge. Mit der Schule stand er auch im neuen Wirkungskreise in engster Fühlung; erst als die Augen den Dienst zu versagen begannen, verzichtete er auf seine Lateinstunden an der städtischen Töchterschule, die ihm und den Schülerinnen besondere Freude bereiteten; in früheren Jahren als Mitglied des Erziehungsrates (1893—1899) und der kantonalen Maturitätskommission tätig, ist er der Aufsichtskommission des Gymnasiums und dem Vorsitz in der Diplomprüfungskommission seiner Fakultät bis zum Ende treu geblieben. Dem Unterricht galt auch des Akademikers Fleiss in erster Linie, aber nicht allein. Es war kein Kleines, dass Hitzig neben seinen vielfachen amtlichen Verpflichtungen die Kraft aufbrachte, seine Forschungen über das griechische Reisehandbuch des Pausanias zum Abschluss zu bringen. Schon früh hatte es ihn in seinen Bann gezogen, sein Leben durch die dafür unternommenen Reisen, eine griechische vor allen andern, bereichert; es war nun eine glückliche Fügung, dass Kollege Blümner sich bereit erklärte, Hitzigs Textbehandlung und sprachlich-geschichtliche Erläuterung des Autors aus seinem Studienggebiete zu ergänzen. 1896 bis 1910 trat das gemeinsame Werk in sechs Halbbänden ans Licht. Die Register hat ein Student bearbeitet, Ernst Howald, der

Schüler, in dessen Hände Hitzig in seinen letzten Jahren vertrauensvoll nach und nach den grössten Teil der Bürde übergehen sehen sollte, die seinen Schultern schliesslich doch zu schwer geworden war.

Blümners Anteil an der stattlichen Pausaniasausgabe ist nur eine längere Episode eines ausgedehnten literarischen Schaffens, in dem sich die verschiedenartigsten Interessen in leichtflüssiger Form äusserten. Sein vierbändiges Werk über das antike Gewerbe begann 1912 in zweiter Auflage zu erscheinen; K. F. Hermanns griechische Privataltertümer hat er neu bearbeitet, die römischen selbständig dargestellt, aus umfassender Kenntnis der Literatur und der Denkmäler; eine Reihe kleinerer Werke, eine unabsehbare Fülle von Aufsätzen und Artikeln in Zeitschriften und Enzyklopädien hat er in ununterbrochener Folge veröffentlicht, um von eigentlich publizistischer Tätigkeit und den geschmackvollen Übertragungen antiker Autoren zu schweigen. Seine Metapherstudien veranlassten eine ganze Anzahl von Dissertationen seiner Schüler. Seine Textbesserungen zu verschiedenen Autoren, die in seinem Bildungsgange an den Universitäten Breslau, Bonn und Berlin und in seiner Mitwirkung am philologischen Seminar wurzelten, werden ihm die jüngern Archäologen nicht leicht nachtun. Wenn er an den wesentlichen Fortschritten der Archäologie im letzten Jahrhundert, an der Arbeit im Terrain, nicht beteiligt war, und nur zu seiner eigenen Belehrung den Boden der antiken Kulturen betreten hat, so liegt das doch nicht nur an den Verhältnissen, unter denen er lebte; an der römischen Forschung in der Schweiz hat er ebensowenig lebendigen Anteil genommen. Blümner vertrat noch eine ältere Archäologie, die ohne innige Gemeinschaft mit dem festen Grunde der Philologie nicht denkbar ist. Andererseits ist er auch literarisch über den Interessenzirkel der klassischen Philologie hinausgegangen; es genügt dafür z. B. auf die grosse Ausgabe von Lessings Laokoon und auf das Schriftchen über schweizerisches Schriftdeutsch zu verweisen. Seine Leichtigkeit im Schreiben galt Blümner selbst als ein Angebinde seiner schlesischen Heimat, die rastlose Betriebsamkeit war ihm, so erwünscht sie zu Zeiten aus äussern Gründen sein mochte, innerstes Bedürfnis. Seine ausgeprägten literarischen und künstlerischen Interessen und Talente betätigte Blümner in einer reichen gemeinnützigen Wirksamkeit als Mitglied der verschiedensten wissenschaftlichen, schöngeistigen, künstlerischen und bloss geselligen Vereine; seine Gewandtheit und Rednergabe führten ihn auch in ausschliesslich reichsdeutschen Kreisen zu leitender Stellung. Er musste ins Weite wirken; so hat er auch regelmässig seine Wissenschaft hinausgetragen über den engen Kreis dankbarer Hörer, die seine Fachvorlesungen und Übungen besuchten, in Vorlesungen für Hörer aller Fakultäten wie in einer grossen Zahl von Vorträgen, von denen wenige ungedruckt blieben. Den sichtbarsten Ausdruck gewann Blümners Streben in der archäologischen Sammlung, die unter seiner kundigen Hand zu einem Kleinod der Universität ward, das heute im Zentrum des Kollegiengebäudes die unverwüstliche Bedeutsamkeit der Antike jedem selbst wider Willen vor Augen stellt. Der höhern Schule, der er in Breslau auch noch als Universitätsdozent eine Reihe von Jahren angehörte, ist Blümner im Laufe der Zeit ferner getreten; er war auch kein Examenprofessor. Seine weltmännische Art,

deren urbane Überlegenheit auch dem Studenten etwa einmal zum Bewusstsein kam, mochte leicht kalt erscheinen; wer ihm näher treten, durfte, konnte sehen, dass Sachlichkeit und innerliches Wohlwollen, korrekte äussere Form und unmittelbarste Gefühlsäusserungen sich nicht ausschliessen. Auch Blümner ist aus dem Fasse des Leidens reichlich zugemessen worden; aber ohne Klage, tapfer und selbstsicher ist er durchs Leben geschritten bis zum Ende.

An den Sitzungen und Anlässen der Fakultät wie der Universität haben Hitzig und Blümner mit vorbildlicher Gewissenhaftigkeit teilgenommen; beider Wort hatte in seiner klaren Sachlichkeit Gewicht und gab nicht selten die Entscheidung. Beiden fiel die höchste akademische Würde zu, auf der Mittagshöhe des Lebens dem jüngern, dem ältern erst an der Schwelle des Greisenalters, doch noch bevor der nie verwundene vorzeitige Verlust des Sohnes und Kollegen seine hohe Gestalt gebeugt hatte.

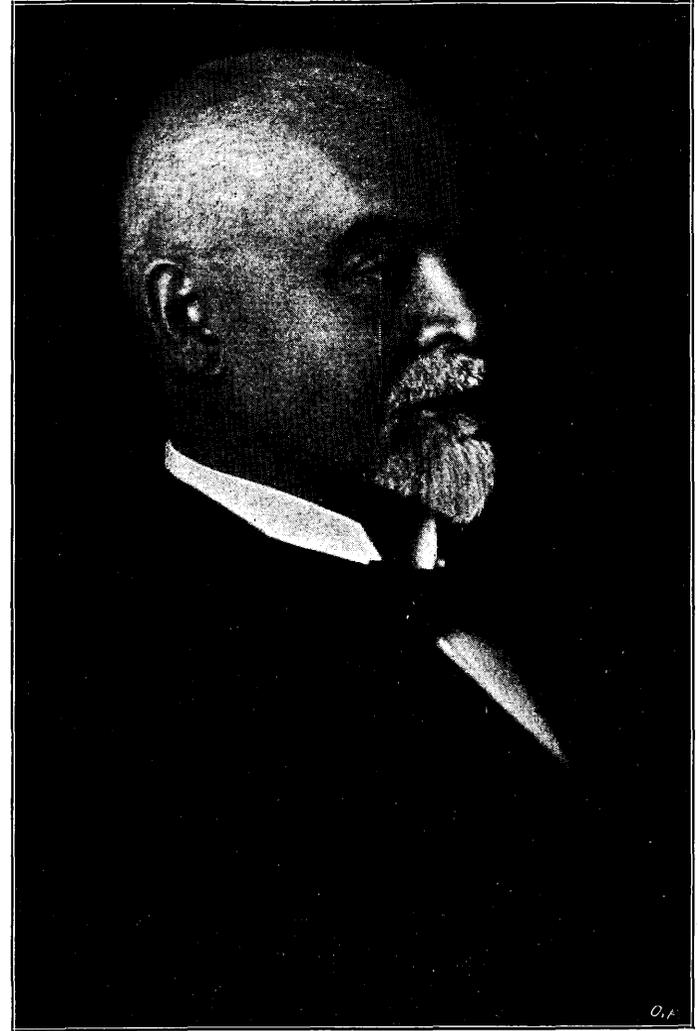
Auch im spätern Leben sind wohl die beiden geblieben, was sie als Studenten gewesen sein mögen. In Hitzig verkörperten sich die besten Traditionen der deutschen Burschenschaft, deren Bunde er sich in jugendlicher Begeisterung fürs Leben angeschlossen hatte; Blümner wird eher der Typus eines schönggeistig angehauchten Freistudenten gewesen sein. Aber gerade die Verschiedenheit ihrer beiden ausgeprägten, nicht gewöhnlichen Persönlichkeiten liess sie sich die Wage halten und sich ergänzen im gemeinsamen Dienste ihrer Wissenschaft an unserer Universität. Sie waren auch einig in der Treue gegenüber ihrer alten Heimat, der gebürtige Badenser, der von Jugend auf Zürcher Mundart sprach und Bürger zu Burgdorf und Zürich geworden war, nicht minder als der nach Berlin zuständige Schlesier, der auch äusserlich Deutscher blieb, dessen Kinder nach und nach alle den Weg ins Reich zurückfanden.

*E. Schwyzer.*

### **Prof. Dr. Georg Ruge**

19. Juni 1852 bis 21. Januar 1919.

Georg Ruge war 1852 in Berlin geboren als Sohn eines Arztes. Unter der heilsamen Wechselwirkung zahlreicher Geschwister und in einem fein gebildeten Familienkreise, dem der bekannte Gynäkologe Mayer und Rudolf Virchow angehörten, wuchs er empor. Die Grossstadt konnte ihren verkümmern Einfluss nicht auf ihn ausüben; in den Ferien zogen die Rugebuben stets aufs Land hinaus, auf die Güter von Verwandten und Freunden, und im so stetig wiederholten Kontakt mit der Natur erwarb sich der Verstorbene jene Freude an ihr, die ihm sein ganzes Leben durch treu blieb. Mit welcher Freude hat er später an der Seite seiner ebenfalls die Natur so liebenden Gattin die Ferienaufenthalte in den Bündner- und Walliserbergen genossen; an den Regentagen vertiefte er sich in die mitgenommene Arbeit. Als 1897 der Ruf an ihn erging, die Amsterdamer Lehrkanzel mit der zürcherischen zu vertauschen, da war seine erste Sorge, sich ein wohnliches Heim zu schaffen, abseits vom Getriebe der Stadt mit ländlichem Garten umgeben und freiem weitem Ausblick. Wenn auch im Elternhause Ruge eine strenge Auffassung



Prof. Dr. GEORG HERMANN RUGE

19. Juni 1852 bis 21. Januar 1919

über Pflicht und Arbeit herrschte, so war doch seine Jugend eine durchaus schöne, sonnige und harmonische, und es scheint mir, als ob diese Paarung von Ernst und Freude, Pflicht und Genuss, unter deren Einfluss er so früh geriet, bestimmend war für die Entwicklung seiner ganzen Persönlichkeit, für seine spätere Lebensauffassung und Lebensführung.

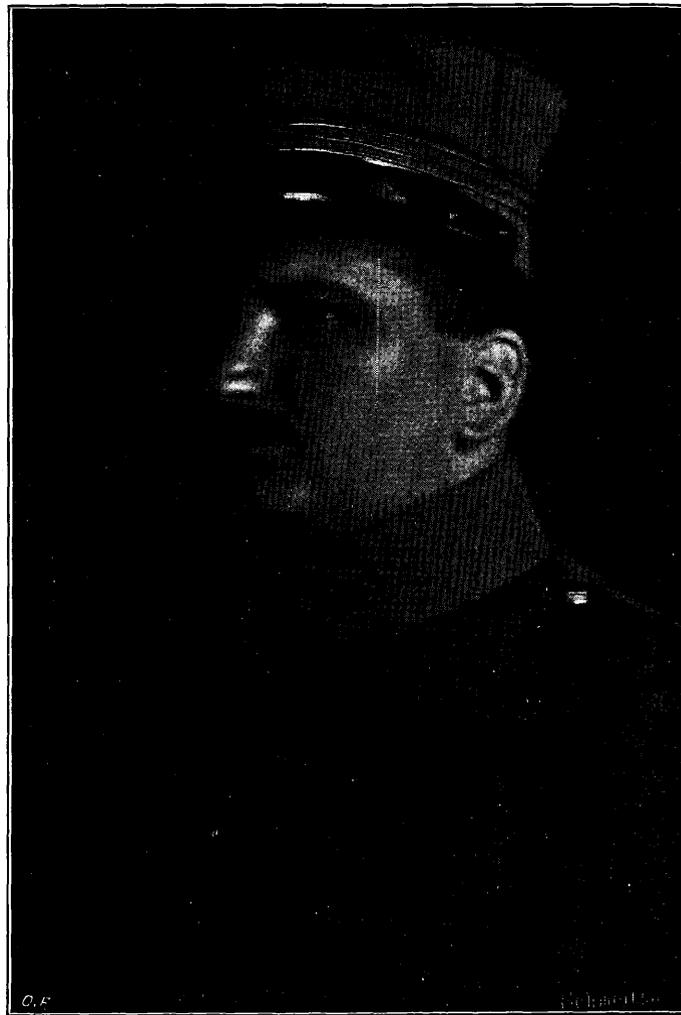
Es ist das Schicksal der Mediziner, dass sie wenig mit den andern Dozenten in Berührung kommen; daraus ergibt sich eine gewisse Fremdheit hüben und drüben und oft wohl resultiert daraus auch ein unrichtiges Urteil. Vielleicht ist auch ein solches manchmal über Ruge gefällt worden. Nichts war ihm so verhasst wie Oberflächlichkeit und Schein, nichts so fremd wie Kamaraderie und Kompromissweisheit. Das Dekanat der medizinischen Fakultät, das er 1900—1902 versah, ward dementsprechend mustergültig von ihm geführt. Nichts war ihm zu unbedeutend, nichts nahm er leicht obenhin; in allen Dingen sah er die Möglichkeiten der Entwicklung und deren Konsequenzen, und dementsprechend wurde alles aufs gewissenhafteste vorbereitet, behandelt und durchgeführt. Die Behörde wusste auch die Sorgfalt zu schätzen, die Ruge auf alle Berichte an sie verwendete. Da musste nicht wieder erneut um Auskunft gebeten, telephoniert und gefragt werden. Wie gemeisselt standen die Rugeschen Sätze zu Papier; da hiess es: *C'est à prendre ou à laisser*. Wer aber nun erwarten sollte, dass mit dieser strengen Amtsführung notwendigerweise das übrige Wesen Ruges übereinstimme, der fand sich freudig enttäuscht. Innerlich eine durchaus wohlwollende, ja harmlose Natur, war er mit Freuden bereit, jedem zu helfen, der sich an ihn wandte. Wer bei ihm zu Hause verkehrte, hatte stets das Gefühl, dass alles sich nur um den Gast und sein Wohlbefinden drehte. Und das geschah mit einer solchen natürlichen Liebenswürdigkeit, in solch feinsinniger Art, dass es der Gast nur ahnend fühlte, ohne sich sicher dessen bewusst zu werden. Dass er hierin von seiner Gattin in der glücklichsten Weise unterstützt und ergänzt wurde, sei nur nebenbei bemerkt. So war Ruges Heim nicht nur der Ort einer generös geführten Gastfreundschaft, es war auch die Zuflucht für die, welche eine Sorge bedrückte, und die dort Rat sich holen wollten.

Ruge besass ein ausgesprochen akademisches Empfinden. Die Universität und ihre Institutionen waren ihm wie ein Heiligtum. Niemand sollte daran rühren, von keiner Seite. Die Idee von der Selbständigkeit der Universität war ihm in Jena und Heidelberg zu Fleisch und Blut geworden. Deshalb war auch die Unabhängigkeit, deren sich gerade die *alma mater turicensis* erfreute, ihm besonders wertvoll, und oft hat er diesen Vorzug gegenüber den preussischen Hochschulen hervorgehoben. Mit tiefster Betrübnis hat es ihn daher auch erfüllt, als er glaubte feststellen zu müssen, dass eine gewisse Demagogie sich gerade die Universität als Feld der Tätigkeit auszuwählen trachte. Wir wollen von Herzen hoffen, dass nur vorübergehende Erscheinungen ihn in dieser Hinsicht täuschten. Als Lehrer wie als Institutsdirektor beseelte ihn dementsprechend ein hehres Pflichtgefühl. Er hat dafür sozusagen Blutzugnis abgelegt. Vom Tode bereits schwer gezeichnet, hielt er mit Aufbietung aller Kräfte noch seine Vorlesung durch bis zu den Weihnachtsferien, die dann für ihn den Eintritt zur ewigen Ruhe wurden.

Ein Mann mit solchen Auffassungen als Mensch wie als Akademiker kann nicht, was man so nennt, ein „bequemer Lehrer“ für die Studenten sein. Wer viel gibt, verlangt auch viel. Und wenn auch vielleicht der eine oder andere unter den jungen Studenten oft im Stillen über Ruges Gründlichkeit, die nicht die seine war, schimpfte, so haben doch viele von ihnen später erkannt, dass er nur ihr Bestes gewollt, und sie haben es ihm nachträglich noch gedankt. Es war denn auch charakteristisch, wie bei geselligen Anlässen, Kommersen usw. die Studierenden, welche bereits die anatomischen Semester hinter sich hatten, ihrem Papa Ruge eine Sympathie entgegenbrachten, die man nach oberflächlicher Beurteilung des Verhältnisses auf dem Präpariersaal nicht für möglich gehalten hätte. Die Studenten kannten seinen Wert. Wenn irgendwo, so zeigt sich auf der Anatomie, ob jemand von innen heraus ein feiner Mensch ist. Wie leicht ist da Gelegenheit geboten, zur Erzielung momentaner Scheinerfolge durch billige Spässe. Für Ruge aber war die Leiche etwas wie geheiligtes: das kostbare Objekt des Unterrichtes, die wunderbare, formvollendete Hülle des gewichenen Geistes, ein Gegenstand künstlerischen und ästhetischen Empfindens. Wie trefflich wusste er mit seiner feingegliederten, zierlichen Hand künstlerische Bilder vom Bau des menschlichen Körpers auf der Tafel zu entwerfen; wie vollendet waren die Abbildungen in seinen Publikationen, die er in Form von Federzeichnungen ausgeführt hatte. Und welche Kraft und Energie lag in dieser selben Hand, wenn sie festumklammernd die Jagdflinte im Anschlag hielt oder auf der Kegelbahn mit mächtigem Schwung die schwere Kugel ans Ziel schleuderte. Rein äusserlich dokumentierte sich so die eigentümliche Mischung seiner Natur von Feinheit und Kraft, Sinnigkeit und Strenge.

Wie ausgeprägt war auch sein Empfinden dafür, dass er als Direktor der Anatomie akademisches Gut verwaltete. Er trug ihm mehr Sorge, als wenn es sein eigenes gewesen wäre, und wer etwas an diesem Gute minderte, der verletzte sein Innerstes. Von diesem Standpunkt aus allein muss man auch die Strenge beurteilen, mit der er seine Untergebenen zur Erfüllung ihrer Pflicht anhielt; es war wirklich nicht Herrschsucht, die lag seiner demokratischen Empfindung gänzlich fern, sondern die Ehrfurcht vor dem anvertrauten Gut. Dementsprechend hatte er auch tiefe Dankbarkeit für treue Pflichterfüllung, und stets war er für das materielle Wohl seines Personals besorgt. So ward das anatomische Institut zu einer Musteranstalt, ohne dass dem Staat daraus entsprechend hohe Kosten erwachsen wären. So mancher Institutsvorsteher könnte sich in dieser Richtung an Ruge ein Muster nehmen; hier war noch ein Zug guter alter preussischer Tradition zur Auswirkung gekommen. Wie erfolgreich und hervorragend Ruge als Forscher gewesen, wie er nach Gegenbauer zu einem Führer der Anatomie wurde, das hat in vortrefflicher Weise Professor Schlaginhaufen in der N. Z. Z. vom 3. Februar 1919 (Nr. 165) ausgeführt, sowie W. Felix, der langjährige Kollege und Mitarbeiter Ruges in seiner schönen Grabrede.

Die Vornehmheit, welche den Grundzug von Ruges Charakter bildete, verhinderte auch jede Spur von Aufdringlichkeit; manchmal erschien er fast scheu und zurückgezogen. Vor allem aus ehrte er jede



Privatdozent Dr. OTTO STEIGER

4. November 1886 bis 22. Juli 1918

aufrichtige Überzeugung. War sie die seine auch, so erfüllte ihn dies mit tiefer Freude, und schnell woben sich dann die Fäden gegenseitiger Beziehungen. War sie eine andere, so suchte er sie wohl manchmal mit Gründen zu bekämpfen; gelang dies nicht, so zog er sich zurück, ohne deswegen dem Andersdenkenden irgendwie übel zu wollen. Diesem Wesen entsprach auch sein Verhalten in den vier Jahren des Weltkrieges. Als junger Freiwilliger hatte er 1870 noch vor Paris gestanden, hatte den ganzen stolzen Aufstieg des deutschen Reiches miterlebt, war auch nicht blind geblieben für die Gefahren dieses raschen Emporkommens. Es war unvermeidlich, dass er in Zürich während dieser Katastrophe, die ihn im innersten ganz beschäftigte, mit Leuten ganz anderer Auffassung zusammenkam. Aber keiner wird sagen können, dass je hierüber heftige Diskussionen geführt wurden. „Jeder von uns Beiden hat eine ehrliche Überzeugung; verständigen können wir uns nicht, aber warum sollten wir deshalb zu Feinden werden; wir wollen lieber einander aus dem Wege gehen.“ So ungefähr dachte und handelte er. Und so kam es, dass er, der frohe, heitere Gesellschafter, dem im Freundeskreise nie eine Stunde schlug, sich mehr und mehr in den letzten Jahren zurückzog. In angestrenzter Arbeit suchte er die furchtbaren Ereignisse, die Europa bewegten, zu vergessen; es war ein Glück für ihn, dass er sich ganz in den Neubau seines Institutes vertiefen konnte; seine Vollendung hat er leider nicht mehr erlebt. Und als vor Jahresfrist seine Freunde mit Schrecken erkannten, dass eine Änderung in seinem physischen Befinden sich einstelle, da ist er auch allen Diskussionen hierüber resigniert aus dem Wege gegangen. Was er über seine Krankheit gedacht, hat er nie geäußert, auch keine ärztliche Hilfe in Anspruch genommen. Es war, wie wenn er als unanständig betrachtet hätte, andere mit Diskussionen über seine Gesundheit zu behelligen. Und doch, wie gerne hätten seine Freunde ihr möglichstes getan, um diesen prächtigen Menschen dem tödlichen Feinde zu entreissen. Er hat es nicht gewünscht, sein Wunsch war ihnen heilig. So ist er mit dem stillen, resignierten Lächeln, das so oft im Leben seinen Mund umspielte, in aller Stille, beinahe unbemerkt, von uns geschieden; einer unserer besten und wahrsten Akademiker; deshalb sei seiner hier aufs herzlichste in dankbarer Erinnerung gedacht. *M. C.*

### **Privatdozent Dr. med. Otto Steiger**

4. November 1886 bis 22. Juli 1918.

Privatdozent Dr. med. *Otto Steiger* wurde am 4. November 1886 in Matzingen im Kanton Thurgau geboren. Er war das einzige Kind seiner Eltern, die mit grosser Liebe seiner Erziehung alle Sorgfalt angedeihen liessen. Er besuchte in Frauenfeld das kantonale Gymnasium und widmete sich hierauf dem Studium der Medizin. Er studierte in Bern, München, Bern und Zürich.

Schon als Student publizierte er gemeinsam mit Dr. E. Herzfeld eine wissenschaftliche Arbeit über das Vorkommen von Gallenfarbstoffen in Sputum, Urin und Blutserum von Pneumonikern. Dieses Thema behandelte er später in seiner Dissertation, welche 1911 erschien. In

diesem Jahre bestand Otto Steiger sein Staatsexamen und trat sogleich in die medizinische Klinik der Universität Zürich als Assistenzarzt ein. Prof. Hermann Eichhorst war sein klinischer Lehrer. Mit Ausnahme eines Semesters, welches er auf Urlaub an der v. Noordenschen Klinik in Wien verbrachte, blieb er bis zu seinem Hinschied in Zürich. Während der Zeitspanne von 1911 bis 1918 war Otto Steiger publizistisch ausserordentlich produktiv und verfasste eine Reihe von wissenschaftlichen Arbeiten, welche den allerverschiedensten Zweigen der inneren Medizin entstammten. Sie betrafen das Gebiet der inneren Sekretion, der Hämatologie, der Toxikologie, der Infektionskrankheiten, der infektiösen Granulome, der Vereibungslehre und der funktionellen Diagnostik innerer Organe. Schon hieraus ergibt sich das weitreichende Interesse, welches er seiner Wissenschaft entgegenbrachte. 1914 habilitierte er sich an der Universität Zürich als Privatdozent für innere Medizin (funktionelle Diagnostik). Seit 1915 wirkte er als Oberarzt der medizinischen Klinik und entfaltete eine ausgedehnte Lehrtätigkeit, besonders in seinen sehr zahlreich besuchten Kursen über physikalische Diagnostik. Ein zusammenfassendes Werk über die funktionelle Diagnostik der Abdominalorgane war im Entstehen, als ein jäher Tod die aussichtsreiche Laufbahn beendete.

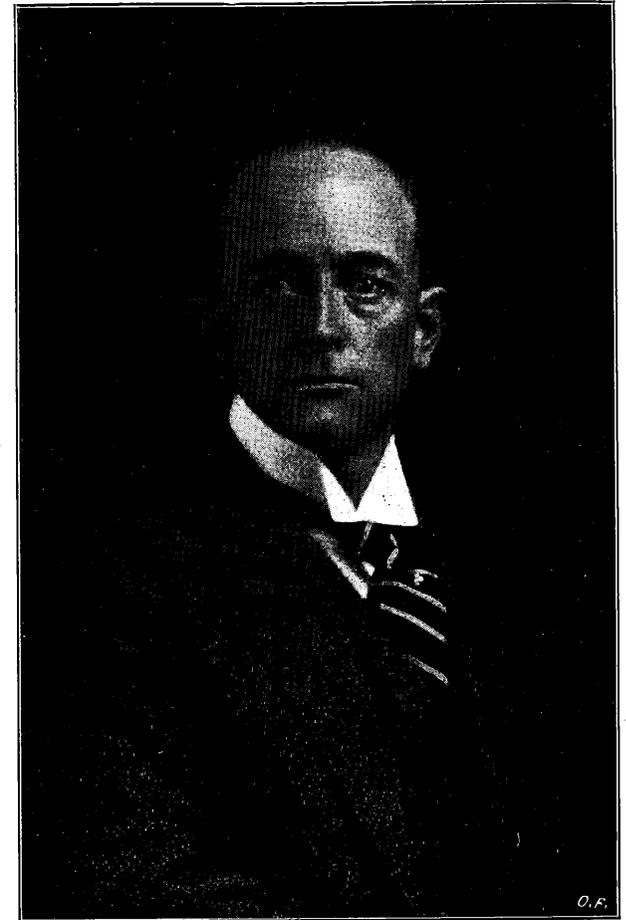
Otto Steiger war ein zielbewusster, eifriger Arbeiter. Seine Energie und Tatkraft ermöglichten es ihm, in der kurzen Zeit seines Lebens eine fruchtbare literarische Tätigkeit zu entfalten. Nie ging er von seinen Zielen ab und vertraute fest und heiter auf seinen Erfolg. Er war ein lebenswürdiger, lebensfroher Mensch, allen Äusserlichkeiten abhold. Er verstand es, seinen Kollegen, Freunden, seinen Patienten seine innerliche Fröhlichkeit mitzuteilen. In seinen Kursen und Vorlesungen wirkte seine temperamentvolle Sprechweise belebend. Seine Erfolge als Lehrer, als Forscher, als Arzt, schienen eine glückliche Laufbahn zu verheissen. Als im Sommer die schwere Grippeepidemie über die Schweiz hereinbrach, widmete er seine ganze Kraft der Behandlung der Krankheit und dem Studium des Leidens. Am 21. Juli erkrankte er selbst mit den ernstesten Erscheinungen der Seuche, die den scheinbar so kräftigen Mann in wenigen Stunden dahinraffte. Er erkannte die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes sofort und sah ruhig und gefasst dem Tod ins Antlitz. Er starb, ein Opfer seines Berufes, am 22. Juli 1918. *E. Liebmann.*

### Privatdozent Dr. Hans Hössly

30. April 1883 bis 8. Oktober 1918.

Am 8. Oktober 1918 erlag als ein Opfer der Grippe Herr Dr. med. *Hans Hössly*, Privatdozent für orthopädische Chirurgie an der Universität Zürich und Leiter der Anstalt Balgrist. Die Familie und die Freunde des Verstorbenen beklagen den Verlust eines gemüthstiefen, warmherzigen und stets aufopferungsbereiten Menschen, die Universität und die medizinische Wissenschaft einen Mann, der schon vieles Wertvolle geleistet hat und noch viel Bedeutendes für die Zukunft versprach.

Dr. Hans Hössly wurde 1883 in Malans geboren. Seine Jugend-



Privatdozent Dr. HANS HÖSSLY

30. April 1883 bis 8. Oktober 1918

zeit verbrachte er, wie auch später stets seine Ferien, im Engadin. Den Wanderungen in seinen geliebten Bergen verdankte er seine stählerne Lebenskraft, sein rasches Erfassen schwieriger Situationen und seinen kühn zugreifenden Mut.

Die medizinische Ausbildung Hösslys war eine ungewöhnliche vielseitige. Nachdem er 1908 mit sehr gutem Erfolg das medizinische Staatsexamen in Basel bestanden hatte, arbeitete er Jahre lang in den verschiedensten Instituten, teils theoretisch, teils praktisch. Nach einer längeren Ausbildungszeit im pathologisch-anatomischen Institut in Basel und in der serologischen Abteilung des Hamburger Krankenhauses wurde er Assistent in der oto-laryngologischen Klinik und fand endlich volle Befriedigung in gleicher Stellung an der chirurgischen Klinik in Basel. Hier habilitierte er sich 1915 für das Fach der Chirurgie. Zwischenhindurch nahm er 1912 als Arzt an der schweizerischen Expedition zur Durchquerung Grönlands teil. Dabei kam ihm in gleicher Weise seine sportliche Gewandtheit, sein ärztliches Können und seine wissenschaftliche Beobachtungsgabe zu Gute.

Es ist in höchstem Masse bezeichnend für das Wesen Hösslys, dass er in keiner dieser Stellungen bloss als Lernender und Empfangender tätig war. Stets führte ihn sein lebhafter, in die Tiefe dringender Geist und sein Drang, selber produktiv tätig zu sein, rasch dazu, das Fach, in dem er arbeitete, durch eigene wissenschaftliche Untersuchungen zu fördern. Daher ist das Ergebnis der wissenschaftlichen Tätigkeit Hösslys im Verhältnis zu der Spanne Zeit, die es ihm vergönnt war, zu arbeiten, ein ungemein reiches und mannigfaltiges. Es liegen von ihm eine ganze Reihe teils klinischer, teils experimenteller Abhandlungen aus den Gebieten der pathologischen Anatomie, der Serologie, der Laryngologie und vor allem auch der Chirurgie und Orthopädie vor.

Seit Oktober 1916 wirkte Hössly an der Universität Zürich und in der Anstalt Balgrist, hier zuerst als Assistent und dann als Nachfolger seines leider zu früh verstorbenen Lehrers Schulthess. Auch hier begnügte er sich nicht bloss damit, Überliefertes getreulich weiter zu pflegen. Sein Bestreben ging vielmehr von allem Anfang dahin, neue Wege zu suchen zur Lösung der Probleme seiner speziellen Wissenschaft und zum Heile der ihm anvertrauten Kranken. Von diesem Bestreben geben Zeugnis seine wertvollen Arbeiten aus der Zürcherzeit. Jetzt erst kam das experimentelle Geschick und die theoretisch-wissenschaftliche Ausbildung, die er sich in früheren Jahren angeeignet hatte, recht zur Geltung.

Nun hat ein jähes Geschick die Fäden, die er geknüpft, die Pläne, die er entworfen und angefangen hat, abgerissen. Mit der Frau und dem einjährigen Sohne, an denen er mit so grosser Liebe gehangen hat, mit den tiefgebeugten Eltern trauern an seiner Bahre die leidende Menschheit und die medizinische Wissenschaft, denen sein höchstes Streben gewidmet war.

*B. Bloch.*

## IV. Schenkungen.

Im Laufe des Berichtsjahres gingen der Universität und ihren Zweiganstalten folgende Schenkungen zu:

Herr Generaldirektor Dr. *Schindler-Escher* in Zürich 6 fügte seiner frühern Schenkung vom Jahre 1914 weitere 16,000 Fr. zu mit der Bestimmung, die künstlerische Ausstattung des Westeinganges zur Universität zu Ende zu führen.

Der bewährte Gönner unserer Universität, Herr Dr. phil. h. c. *Ulrico Höpli* in Mailand machte der archäologischen Sammlung eine marmorne Kopie der berühmten Niobide aus den Gärten des Sallust in Rom zum Geschenk.

Dem Fonds für das hirnanatomische Institut wurden von ungenannter Seite drei Obligationen der Gornergratbahn à nom. 1000 Fr. geschenkt.

Herr Prof. Dr. Adolf *Barkan* von der Stanford University, der zu einem Studienaufenthalt zur Zeit in Zürich verweilt, übermachte der Witwen-, Waisen- und Pensionskasse der Universitätsprofessoren 500 Fr. in Anerkennung seiner erfolgreichen Studien an der Universität Zürich im Jahre 1864.

Gönner und Gönnerinnen der Universität schenkten zur Durchführung des „*Studentenmittagstisches*“ zusammen den Betrag von Fr. 6094.

Dem Institut für physikalische Heilmethoden ging von einer Seite, die nicht genannt sein will, eine Bücherschenkung zu im Wert von etwa 1300 Fr. Es sind Werke, die das Gebiet der inneren Medizin und all der Forschungsgebiete behandeln, die mit der physikalischen Therapie in engem Zusammenhang stehen.

Die *englische Gesandtschaft* in Bern schenkte der Universität ein wertvolles Kunstwerk in 10 Lieferungen, betitelt „The Great War: Britain's Efforts and Ideals“ by Frank Brangwyn, George Clausen, Edmund Dulac, Maurice Greiffenhagen, F. Ernest Jackson, Augustus John, Gerald Moira, William Nicholson, Charles Ricketts, William Rothenstein, Charles

Shannon, Edmund J. Sullivan, Eric Kennington, Muirhead Bone, C. R. W. Nevinson, Claude Shepperson, A. S. Hartrick, Charles Pears. Die Bilder wurden dem kunstgeschichtlichen Apparat überwiesen.

Herr Hans A. *Neidhardt*, Komponist in Dresden, widmete seine Komposition „Friede auf Erden“, gedichtet von Conrad Ferdinand Meyer, für Männerchor, grosses Orchester und Orgel, der Universität Zürich und machte ihr dieselbe gleichzeitig zum Geschenk.

Die *Kirchenpflege Oberstrass* übermachte dem Rektorat zugunsten armer Theologiestudenten 100 Fr. in Anerkennung der in der Kirche Oberstrass stattfindenden Gottesdienste.

Dem physikalischen Institut gingen folgende Schenkungen zu: Von zwei Gebern, die nicht genannt sein wollen, je 5000 Fr. Von der *Maschinenfabrik Oerlikon* zwei Motoren im Werte von 1577 Fr. Von Herrn *Luchsinger* in Glarus eine Transmission im Werte von 300 Fr. Von Herrn Prof. Dr. *Tobler* in Zürich ein Elektromotor mit zwei Ladebatterien im Werte von 500 Fr. Von Herrn Ad. *Hug*, Musikalienhandlung in Zürich, ein Klavier für akustische Versuche im Werte von 500 Fr. Von Herrn Carl *Grossmann* in Zürich 7 zu beliebiger Verwendung 500 Fr. Von Herrn Julius *Bär*, Bankier in Zürich, zur Anschaffung wissenschaftlicher Apparate 714 Fr. Von der *Schweizerischen Transportversicherungs-Gesellschaft Neuchâteloise* in Zürich zu beliebiger Verwendung 500 Fr.

Herr Gustav *Weinmann*, elektromechanische Werke in Zürich, lieferte dem genannten Institut kostenlos seinen ganzen Bedarf an flüssigem Sauerstoff.

Aus einem *Traverhause* gingen der Universität 1000 Fr. zu als Fonds zur Errichtung einer selbständigen psychiatrischen Klinik.

Herr Hippolyt *Saurer* in Arbon schenkte dem physiologischen Institut 500 Fr. zur Anschaffung wissenschaftlicher Apparate.

Dem botanischen Museum gingen von Herrn Ernst *Landolt*, Zürich 2, 2067 Nummern und von Herrn Sekundarlehrer *E. Weiss*, Zürich 6, 520 Nummern Herbarschenkungen zu; ferner vom

schweiz. Landesmuseum 530 Nummern prähistorischer Hölzer, Früchte, Samen und Gewebe.

Die *chemische Fabrik „Ciba“* in Basel übermachte dem physiologischen Institut eine grössere Anzahl von Chemikalien zum Gebrauche im Laboratoriumsunterricht im Wert von einigen hundert Franken.

Eine Anzahl *russischer Medizinstudenten* übermittelten dem Rektor zu beliebiger Verwendung 100 Fr. zum Andenken an den verstorbenen Privatdozenten Dr. Rob. Steiger.

Dem zoologischen Museum ging eine wertvolle Sammlung von Wirbeltieren aus Paraguay von Herrn Dr. Leo *Zürcher* in Aarau zu, ebenso eine Sammlung Knochen aus einem Pfahlbau, überreicht vom Schweiz. Landesmuseum.

Herr Kunstmaler *Otto Pilny* schenkte der Universität bei Anlass des Zwinglijubiläums ein grosses Oelgemälde „Zwingli's Tod bei Kappel“, das im Vorzimmer des Rektorates eine günstige Aufnahme fand.

Aus dem Nachlass von Dr. Gottfried Keller konnten im Jahre 1918 dem Hochschulfonds Fr. 11,280. 80 zugewiesen werden. Seit 1889 hat die Universität im ganzen Fr. 325,627. 10 als Hälfte des Ertrages der Werke Gottfried Kellers erhalten.

Aus der Orellistiftung wurden im Jahre 1918 der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät 3200 Fr. zur Verfügung gestellt.

Der Hochschulfonds vermehrte sich im Jahre 1918 von Fr. 685,807. 56 auf Fr. 720,511. 23.

Der Fonds für die Hochschule (Exportfonds) stieg im gleichen Zeitraum von Fr. 293,539. 49 auf Fr. 297,892. 94.

## V. Preisaufgaben.

Als neue Preisaufgaben werden gestellt:

*Veterinär-medizinische Fakultät:*

„Beobachtungen über die Folgen der Futternot bei unsern Haustieren während der Kriegszeit.“

*Philosophische Fakultät I:*

„Die geographische Terminologie des Griechischen (oder des Lateinischen).“

*Philosophische Fakultät II:*

„Es ist die Theorie der von H. Weber im Falle der komplexen Multiplikation aufgestellten Teilungskörper der elliptischen Funktionen zu entwickeln; in einzelnen Fällen sind solche Teilungskörper zahlenmässig zu berechnen.“

(Wiederholung der Preisaufgabe der Jahre 1917/18, da innert der festgesetzten Frist keine Lösung einging.)

Lösungen sind bis spätestens 31. Dezember 1920 dem Rektorat anonym einzureichen. Sie sind mit einem Motto zu versehen; gleichzeitig soll ein versiegeltes Kuvert, das den Namen des Verfassers enthält, eingereicht werden, überschrieben mit dem gleichen Motto.